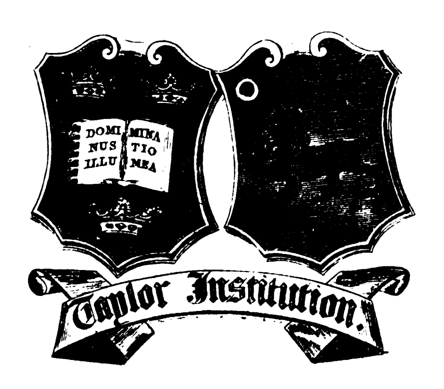
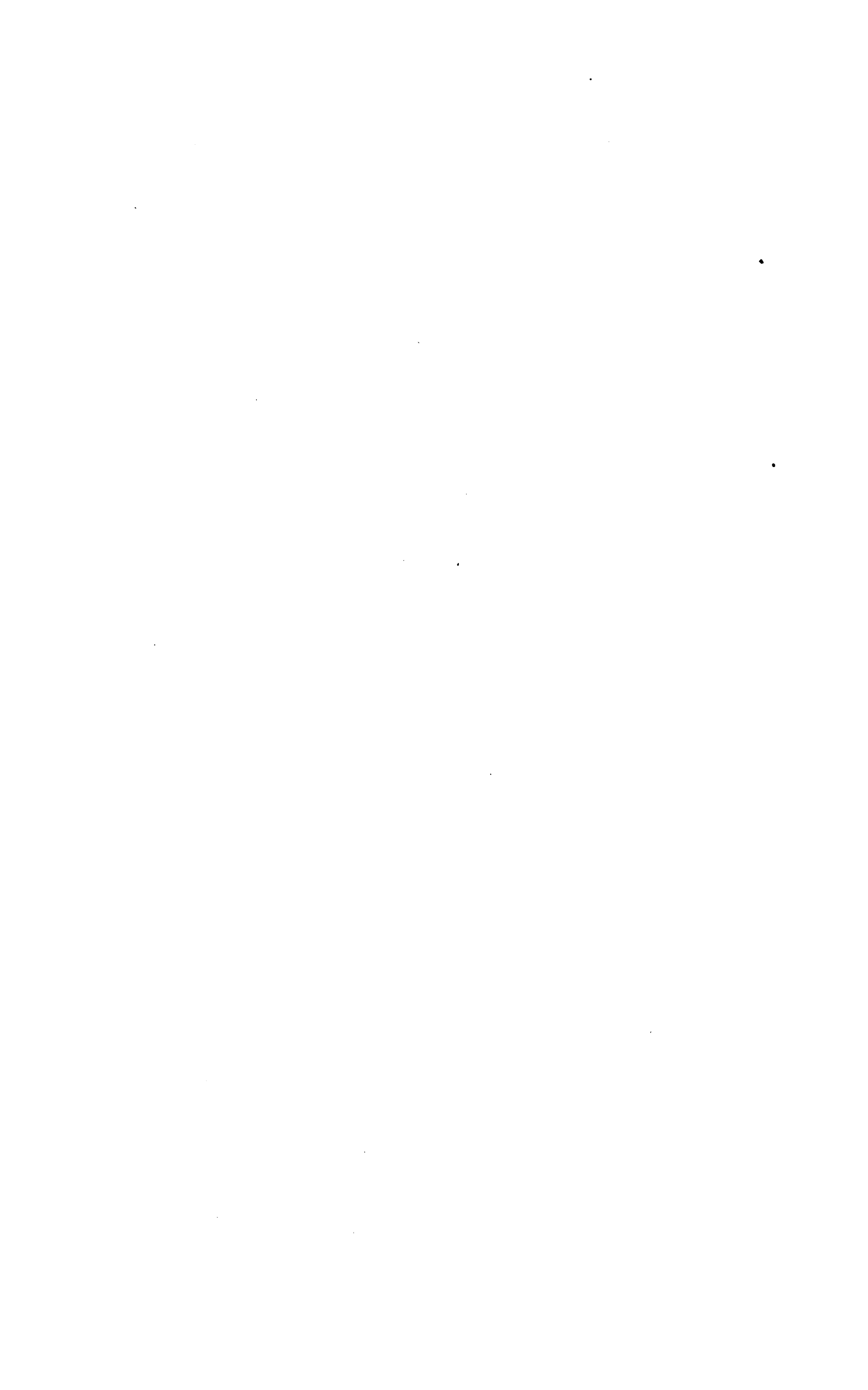


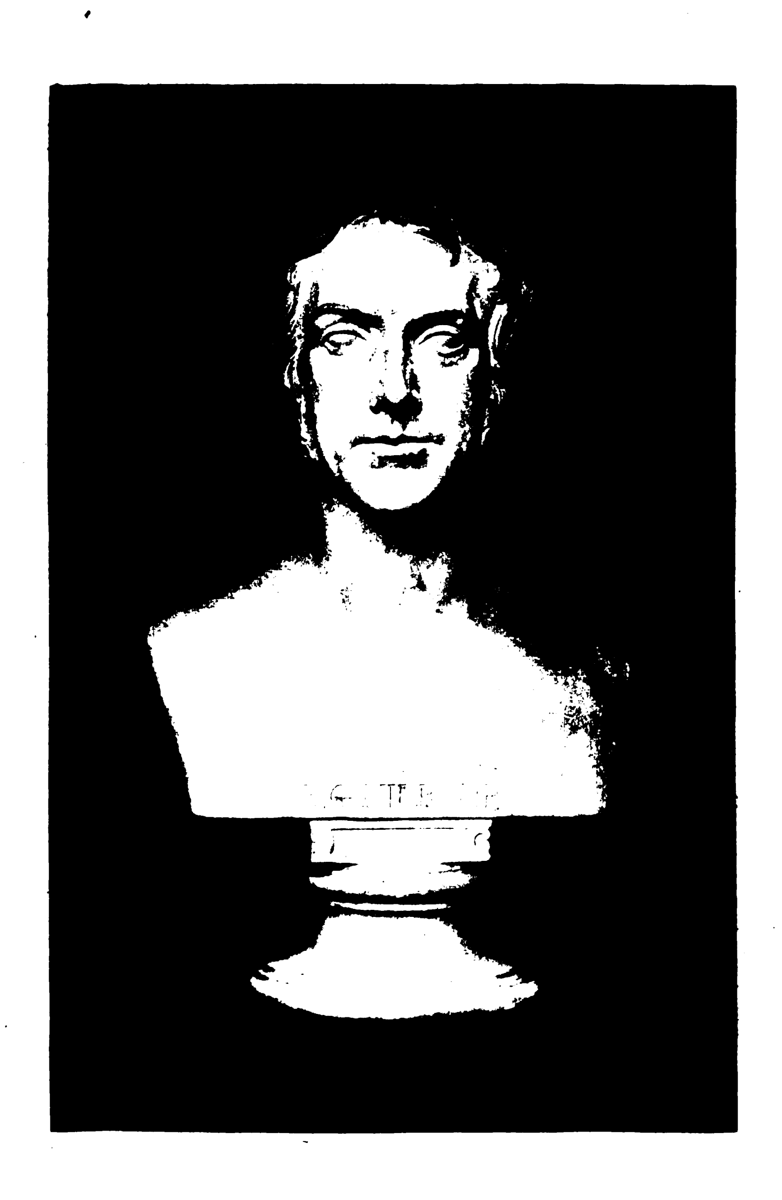

DOMI NUS ILLU MINA TIO MEA
Taylor Institution.





Barthold Georg Niebuhr.





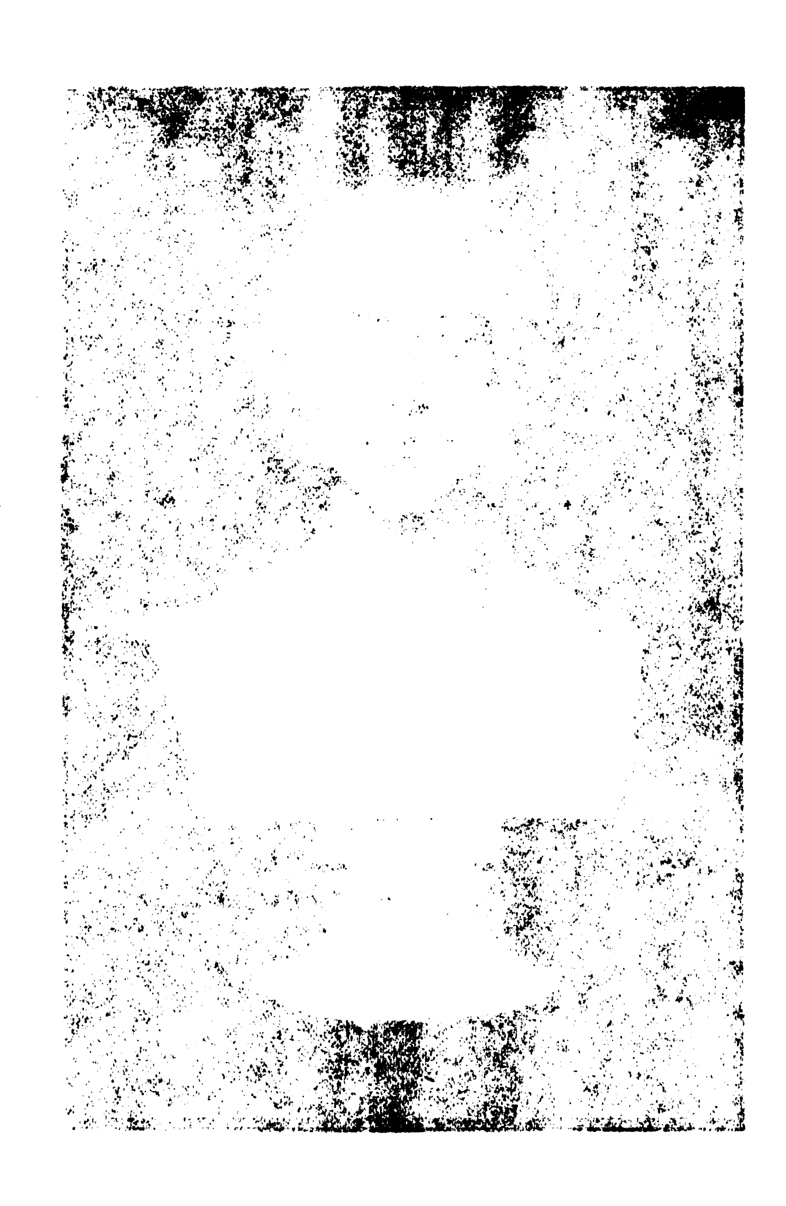
Barthold Georg

seinem hund

Joh

Gotha.

Friedrich



Barthold Georg Niebuhr.

Eine Gedächtnisschrift

zu seinem hundertjährigen Geburtstage

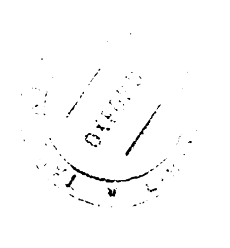
den 27. August 1876.

Von

Johannes Classen.



Gotha.
Friedrich Andreas Perthes.
1876.



Der Frau

Cornelie Rathgen

geb. **Niebuhr**

in altbegründeter Freundschaft und unwandelbarer Treue

gewidmet.

Vorwort.

Die nachfolgenden Blätter — wohl fühle ich es, indem ich sie dem Druck übergebe — werden den Charakter eines harmonisch durcharbeiteten Ganzen vermissen lassen. Ich habe den Entschluss, eine seculäre Denkschrift auf Niebuhr zu schreiben, zu spät gefasst, um bei dem immer neu zuströmenden Material von Anfang nach einem festaufgestellten Plane zu verfahren. Der Standpunkt, den ich nach reiflicher Erwägung zwischen den überaus inhaltreichen, doch nicht zu leichter Uebersicht verarbeiteten „Lebensnachrichten" und der von dem berufenen Bearbeiter zu hoffenden Biographie gewählt habe, hat die Zerlegung in zwei ungleiche Theile zur Folge gehabt: die Aneinanderreihung eines kurzen Lebensabrisses, den ich vorauszuschicken für nöthig gehalten habe, und einer Reihe von Erläuterungen und Ausführungen, welche nach der Beschaffenheit meiner Quellen einen grösseren oder

geringeren Umfang erhalten haben, hat hie und da Wiederholungen nicht vermeiden lassen und vielleicht der Uebersicht des Ganzen Eintrag gethan. Möge den theilnehmenden Lesern, welche ich mir vor Allen aus den Kreisen der nach höheren Zielen strebenden deutschen Jugend wünsche, die Gesinnung dankbarer Pietät, welche die Quelle meiner Arbeit gewesen, und der Vorzug der vertrauten persönlichen Bekanntschaft mit dem Manne, dem sie gewidmet ist, für jene Mängel einigen Ersatz bieten!

Hamburg, im Juni 1876.

J. Classen.

Inhalt.

Barthold Georg Niebuhr.

Am 27. August 1876 werden hundert Jahre verflossen sein, seitdem der Verfasser der Römischen Geschichte, die seinem Namen unvergänglichen Ruhm gebracht hat, das Licht der Welt erblickte. Schon sind 45 Jahre seit seinem am 2. Januar 1831 erfolgten Tode dahingegangen: wie Wenige sind noch am Leben, die Niebuhr als Menschen und Lehrer gekannt haben; von denjenigen, die in näherm persönlichen Verhältnisse zu ihm gestanden, sind nach dem Tode von Brandis, Bunsen, von Savigny, Bluhme, Twesten nur ganz Vereinzelte übrig. Wenn unter diesen ich es als eine mir zufallende Pflicht empfinde, den jüngeren und ferner stehenden Zeitgenossen bei seinem hundertjährigen Geburtstage ein Wort lebendiger Erinnerung an einen unsrer edelsten Männer zuzurufen, so bedarf das einer kurzen Erklärung.

Niebuhr's Andenken ist nicht nur durch seine eignen Schriften, nicht nur durch das sinnige Denkmal, das Friedrich Wilhelm IV. ihm auf dem Bonner Friedhofe durch Rauch hat errichten lassen, bezeugt und für die Nachwelt gesichert; die Lebensnachrichten, welche seine Schwägerin und vertrauteste Freundin, Frau Dora Hensler, 1838 und 1839 aus seinen Briefen, sowie aus ihren eignen Erinnerungen und denen

seiner nächsten Freunde in drei Bänden zusammengestellt hat, enthalten einen so reichen Schatz biographischer Aufzeichnungen und unmittelbarster Aeusserungen über sein äusseres und inneres Leben, dass aus ihnen ein Bild seiner Persönlichkeit gewonnen werden kann. Aber es scheint, dass dieses herrliche Buch, das zu den gehaltreichsten und anregendsten Werken unsrer biographischen Litteratur zu zählen ist, nicht eine so weite Verbreitung gefunden hat, als es verdient. Niebuhr's Name hat nie einen populären Klang gehabt: die sittliche Strenge seines Wesens, die auch seine wissenschaftlichen Arbeiten durchdrang, hat nur auf reifere und tiefere Naturen eine stärkere Anziehungskraft geübt. Die äussere Anlage des Buches selbst, nach welcher die zahlreichen eignen Briefe durch eine Reihe trefflich ausgeführter Skizzen über die einzelnen Abschnitte seines Lebens in Gruppen aneinandergereiht sind, lässt zwar zum Verständniss nichts vermissen, macht aber die Lectüre nicht so leicht und anziehend, wie es z. B. bei der Biographie von Friedrich Perthes in Folge der meisterhaften Ineinanderarbeitung des Materials und der Darstellung der Fall ist. Es ist daher sehr erfreulich, dass Professor H. Nissen in Marburg, den seine gründlichen und erfolgreichen Studien auf dem Gebiete der römischen Geschichte und eine hohe Pietät für Niebuhr's Andenken vorzugsweise dazu befähigen, es übernommen hat, auf den Grund der „Lebensnachrichten“ und aus einem reichen, von manchen Seiten hinzugekommnen Material eine zusammenhängende und vollständige Biographie zu bearbeiten. Aber wir dürfen der Vollendung dieses umfangreichen Werkes in nächster Zeit noch nicht entgegensehen.

So drängte es mich, um den bedeutsamen Gedenktag nicht unbeachtet vorübergehn zu lassen, ehe mir bei höherem Alter die Kräfte versagen möchten, dem Manne, dessen väterlichem Wohlwollen ich aus vierjährigem Umgange in meinen glücklichsten Jünglingsjahren (1827—1831) das Beste verdanke, was ich besitze, noch einmal öffentlich ein Wort dank-

barster Erinnerung zu widmen. So wenig es in meiner Absicht liegt, eine Biographie Niebuhr's zu schreiben, für welche mir nach mehreren wichtigen Seiten die erforderliche genaue Kunde fehlt, so wird doch manchen Lesern, denen die „Lebensnachrichten“ nicht gegenwärtig sind, ein kurzer Ueberblick seines Lebensganges willkommen sein. Möge es mir daher gestattet sein, zunächst aus einem Aufsatze, den ich in den ersten Wochen nach seinem Tode aus selbstgewonnener Kenntniss und nach vertrauter Berathung mit einigen Freunden, namentlich dem edlen Brandis, für die Allgemeine Preussische Staatszeitung geschrieben habe, das Wesentlichste mitzutheilen. Ich selbst habe mir nach 45 Jahren zum ersten Male wieder den Einblick in dieses Zeitungsblatt (vom 2. Februar 1831) verschafft; und da das Thatsächliche, was es aus Niebuhr's Leben bietet, richtig ist, so wird es als Grundlage für die daran anzuknüpfenden Ausführungen genügen. Nur da lasse ich Abänderungen und Zusätze zu dem ursprünglichen Berichte eintreten, wo mir in späteren Jahren aus zuverlässigen Quellen genauere Belehrung zu Theil geworden ist.

„Barthold Georg Niebuhr, neben einer ältern Schwester einziger Sohn des berühmten Reisenden Carsten Niebuhr, wurde den 27. August 1776 zu Kopenhagen geboren, wo sein Vater nach Beendigung seiner siebenjährigen arabisch-persischen Reise seit 1767 in der Stellung eines Ingenieuroffiziers in der von der Regierung ihm überlassenen Wohnung im Prindsen Palais lebte, aber, da dieser 1778 die Stelle eines Landschreibers oder ersten Hebungsbeamten in Meldorf in Süder-Ditmarschen erhielt, schon in seinem zweiten Lebensjahre auf deutschen Boden verpflanzt. Seiner Erziehung gab der segensreiche Einfluss seines trefflichen Vaters und mehrerer dem väterlichen Hause nahe befreundeter Männer, namentlich des seit 1781 in Meldorf angestellten Landvogts Boie, des bekannten Herausgebers des Deutschen Museums, seines Schwagers Joh. Heinrich Voss, der ihn alljährlich von Eutin aus zu besuchen pflegte, und des gelehrten Rectors Jäger, ihre Rich-

tung und Weihe. Begeisterung für das neubelebte Studium des Alterthums, verbunden mit der umfassendsten Theilnahme an allem Menschlichen, mit dem reinsten Sinne für alles Schöne, Edle und Grosse, mit dem wärmsten Eifer für Wahrheit, zeichnete schon den Knaben aus. Seine ungewöhnlichen Kenntnisse in den alten und neuen Sprachen, in der Geschichte, Geographie und Mathematik, die er sich mehr durch eignes Studium als durch Unterricht erwarb, erregten früh die Bewunderung aller derer, die ihn kennen lernten. Die Freundschaft, welche den Vater mit dem verdienstvollen Vorsteher der Handelsakademie in Hamburg, Professor J. G. Büsch, verband, führte den jungen Niebuhr im Sommer 1793 [1]) auf kurze Zeit dorthin, wo er unter Beihülfe des väterlichen Freundes, doch meistens auf selbstgesuchten Wegen, sich mit der Geschichte und den Verhältnissen des Handels bekannt machte. Der Umgang mit einigen der geachtetsten Familien der Stadt, und insbesondere Klopstock's freundliche Güte gegen den Jüngling, hinterliessen in ihm ein stets dankbares Andenken.

„Nach dem Wunsche seines Vaters besuchte er darauf von Ostern 1794 bis 1796 die Universität Kiel, wo er sich neben einer nie unterbrochenen Lectüre der Alten vorzugsweise mit juristischen und philosophischen Studien beschäftigte. Sein Umgang beschränkte sich auf wenige vertraute Freunde, unter denen er mit dem Grafen Adam Moltke eine innige Freundschaft fürs Leben schloss. Ganz besonders fühlte er sich zu dem ehrwürdigen Arzte, dem Professor Hensler, hingezogen, mit dessen Familie er später durch seine zweimalige Verheirathung in verwandtschaftliche Verbindung trat. In diese Zeit seiner vollen jugendlichen Entwicklung fällt auch seine vertraute Annäherung an Friedrich Heinrich Jacobi, der da-

---

[1]) Die Angabe 1792 in den Lebensnachrichten, Bd. I, S. 25 beruht auf einem Irrthum. Vgl. den spätern Brief vom 7. Juni 1794 aus Kiel (L.-N. I, 42): „Vor einem Jahre war heute ein bemerklicher Tag für mich, der Tag meiner Abreise von Meldorf nach Hamburg.“

mals in Eutin lebte, aber häufig mit Kiel verkehrte: Niebuhr hat ihm bis an seinen Tod (1819) eine wahrhaft kindliche Pietät bewahrt.

„Sehr unerwartet kam im Frühjahr 1796 an den noch nicht zwanzigjährigen Jüngling durch Hensler's Vermittlung der Antrag des dänischen Finanzministers Grafen Ernst Schimmelmann, der von seiner seltnen Begabung und Ausbildung Kunde erhalten hatte, die Stelle eines Privatsekretärs bei ihm zu übernehmen. Jacobi und Graf Fr. Leopold Stolberg, der ebenfalls von seiner persönlichen Bekanntschaft den günstigsten Eindruck empfangen hatte, riethen dringend zur Annahme, und mit Einwilligung seines Vaters trat Niebuhr schon im März 1796 in das Schimmelmann'sche Haus in Kopenhagen ein. Er bekleidete die ihm übertragene Stellung zur grössten Zufriedenheit des Ministers bis zum Frühjahr 1797, wo er das ihm durch den Minister P. A. Bernstorff angebotene Amt eines Sekretärs an der königlichen Bibliothek, welches seinen Neigungen und Bestrebungen noch mehr zusagte, übernahm und bis Ostern 1798 verwaltete. Die beiden in Kopenhagen verlebten Jahre waren ihm durch einen ausgedehnten Verkehr mit ausgezeichneten Männern und den Einblick, den er in die von Bernstorff und Schimmelmann musterhaft verwalteten Staatsgeschäfte gewonnen, von grossem Nutzen für sein ganzes Leben. Bei einem Besuche in der Heimath im Sommer 1797 verlobte er sich mit einer Tochter des Landvogts Behrens in Heide, der Schwester von Hensler's früh verwittweter Schwiegertochter, mit welcher er sich während seines Aufenthalts in Kiel nahe befreundet hatte und bis an sein Lebensende die vertrauteste Freundschaft bewahrte.

„Niebuhr gab hierauf seine Stellung in Kopenhagen im Frühjahr 1798 auf, nicht ohne den Wunsch und die Aussicht, künftig zu einer amtlichen Thätigkeit dorthin zurückzukehren, und führte nach kurzem Aufenthalt in Holstein den von seinem Vater mit Liebe entworfenen und von ihm selbst gern er-

griffenen Plan aus, durch einen längern Aufenthalt in England und Schottland seine wissenschaftliche Ausbildung zu erweitern und eine tiefere Einsicht in Staats- und Geschäftsverhältnisse zu gewinnen. Er verweilte etwa drei Monate in London und fast ein Jahr in Edinburg, wo er namentlich den Vorträgen der angesehensten Lehrer der Mathematik und Naturwissenschaften beiwohnte. Durch einflussreiche Empfehlungen und das grosse Ansehen, in welchem sein Vater in beiden Ländern stand, machte er die Bekanntschaft einer grossen Zahl bedeutender Männer, und durch den Umgang mit diesen, sowie durch seine eignen eifrigen Studien legte er den Grund zu der tiefen und umfassenden Kenntniss des Landes, seiner Geschichte und Institutionen, deren Genauigkeit in spätern Jahren oft die gelehrtesten Eingebornen in Erstaunen setzte.

„Nach seiner Rückkehr in die Heimath im November 1799 verweilte er den Winter in Holstein, bis die Verhandlungen über seine Wiederanstellung in dänischen Diensten im Mai 1800 zu der Entscheidung führten, dass er zum Assessor im Commerzcollegium für das Ostindische Bureau und zum Sekretär und Comptoirchef bei der permanenten Commission für die Barbaresken-Angelegenheiten (der Afrikanischen Consulat-Direction) ernannt wurde. Nachdem er sich im Juni 1800 verheirathet hatte, trat er den 1. Juli seine Aemter an. Der Eifer und Erfolg, mit welchem er sich seinen Geschäften widmete, gewannen ihm in hohem Grade die Anerkennung der Regierung und das Vertrauen des Publikums. Sein Wirkungskreis erweiterte sich sehr, als ihm im Januar 1804 auch die Direction der Bank übertragen und sein Rath in allen wichtigen Finanzangelegenheiten eingeholt wurde. Dessenungeachtet wurde es ihm möglich, auch im grössten Gedränge praktischer Geschäfte seine Lieblingsstudien, die Litteratur und Geschichte des Alterthums, mit so eindringender Ausdauer zu verfolgen, dass er in diesen Jahren mehrere der wichtigsten Vorarbeiten für die Römische Geschichte ausgeführt hat. Die sechs Jahre seines zweiten Kopenhagener Aufenthalts verflossen

ihm in einer sehr glücklichen, wiewohl kinderlosen Ehe und in stiller Zurückgezogenheit, die am meisten seiner eigenen und der Neigung seiner Frau entsprach. Den Ueberfall und das Bombardement von Kopenhagen durch die englische Flotte Nelson's und Parker's Ende März 1801 erlebte er ganz mit den Gefühlen des dänischen Patriotismus und des tiefen Unwillens über die Ungerechtigkeit des gewaltthätigen Angriffes. Im Jahr 1803 machte er im Auftrag der Regierung in Finanzgeschäften eine Reise nach Deutschland, die ihn über Hamburg nach Leipzig, Frankfurt und Cassel führte.

„Mit schwerem Herzen sah Niebuhr schon damals über Deutschland, das er doch stets als sein eigentliches Vaterland ansah und liebte, die Gefahr der französischen Invasion heranziehn. Die im Herbst 1805 nach dem Unglück von Ulm erschienene, dem Kaiser Alexander von Russland mit dem Zuruf:

‚Hic rem Romanam, magno turbante tumultu,
Sistet eques, Poenum sternet Gallumque rebellem!'

gewidmete Uebersetzung der ersten Philippika des Demosthenes[1]) war der Ausfluss seiner damaligen Sorgen, Wünsche und Hoffnungen.

„Nachdem im Winter 1805 vorläufige Anfragen an ihn gerichtet waren, wurde Niebuhr im Sommer 1806 zu einer Zeit, wo er Ursache zur Unzufriedenheit mit seinen amtlichen Verhältnissen hatte, von dem Freiherrn vom Stein, der damals das preussische Finanzministerium verwaltete, als Mitdirector der Seehandlungs-Societät in ehrenvollster Weise in den preussischen Staatsdienst berufen.

„Am 5. October 1806 traf er mit seiner Frau in Berlin

---

[1]) Vgl. darüber in den Lebensnachrichten II, 52 den Brief an Moltke. Sie ist auf seines Freundes Perthes Wunsch unter den schweren Befürchtungen des Herbstes 1830 wieder abgedruckt worden. Die Worte, die Niebuhr ihr damals vorausschickte, die letzten, die er in den Druck gegeben hat (am 17. Dezember 1830 geschrieben), sind den 1842 erschienenen „Nachgelassenen Schriften" S. 525 hinzugefügt.

ein; allein das unmittelbar darauf hereingebrochene Unglück von Jena machte die Ausführung jeder regelmässigen Geschäftsthätigkeit unmöglich. In Königsberg und Memel, wohin er dem Hofe gefolgt war, wurde er mit grossem Vertrauen beehrt und in ausserordentlichen Geschäften, insbesondere des Verpflegungswesens, verwandt. Nach der ungnädigen Entlassung Stein's, dem er mit grosser Verehrung ergeben war, im Januar 1807 wurde er nur mit Mühe abgehalten auch die seinige zu nehmen. Da er sich zum Ausharren entschlossen hatte, wurde er von dem Staatsminister von Hardenberg denjenigen Räthen zugesellt, welche unter desselben oberer Leitung die Staatsverwaltung bis zum Frieden von Tilsit führten: unter ihnen waren Nicolovius und von Schön, mit welchen ihn bald eine auf gegenseitige Hochachtung gegründete Freundschaft eng und auf die Dauer verband. Als aber im October desselben Jahres Stein aufs Neue dem Rufe des Königs folgte und das grosse Werk der Reorganisation des Staates mit ganzer Kraft wieder aufnahm, wurde auch Niebuhr dabei mit wichtigen Arbeiten in der Finanzverwaltung betheiligt. Um diese Zeit wurde er von zwei Ereignissen aufs schmerzlichste betroffen: im October vernahm er die Kunde von dem zweiten Bombardement von Kopenhagen und der Wegführung der dänischen Flotte durch die Engländer; im December verlor er seine Mutter, welche nach längern asthmatischen Leiden den Ihrigen entrissen wurde.

„Inzwischen hatte Stein die Nothwendigkeit erkannt, für die dringendsten Bedürfnisse des Staats ausserordentliche Geldmittel anzuschaffen, und Niebuhr mit der Negociirung einer Anleihe in Holland beauftragt. Dieser trat im Februar 1808 die Reise dorthin an und verweilte länger als ein Jahr, meistens in Amsterdam. Während er dem unter den damaligen Zeitumständen äusserst schwierigen Geschäfte seine eifrigste und gewissenhafteste Sorgfalt widmete, wusste er doch sowohl für wissenschaftliche Studien wie für die Erforschung des Landes und Volkes, das ihn sehr anzog, Musse

zu gewinnen: über beides hat er in den an seine Familie, insbesondere an seinen greisen, fast erblindeten Vater gerichteten Circularbriefen, die in den Nachgel. Schriften S. 1—312 mitgetheilt sind, sehr eingehende und noch jetzt lehrreiche Berichte erstattet. Das Resultat der mühsam geführten Verhandlungen wurde durch die lange verweigerte Genehmigung des Königs von Holland und endlich durch die Einverleibung des Königreichs in Frankreich zum grossen Theil vereitelt.

„Noch während seines Aufenthaltes in Amsterdam hatte er die erschütternde Nachricht von dem erzwungenen Rücktritt des Ministers Stein und seiner Aechtung durch Napoleon erhalten. In der Unsicherheit, in welche durch dieses unglückliche Ereigniss die gesammte preussische Staatsverwaltung und auch seine eigne Stellung gerathen war, brachte er die ersten Monate nach seiner Rückkehr aus Holland vom April bis August 1809 bei Verwandten und Freunden in Holstein zu. Zwar erhielt er nach seiner Rückkehr nach Berlin durch seine Ernennung zum Geheimen Staatsrath und Chef der Section für das Staatsschuldenwesen und die Geldinstitute, (im Dezember 1809) einen Beweis des Vertrauens des Königs, und die Männer, welche in der nächsten Zeit mit der schwierigen Aufgabe der Verwaltung der preussischen Finanzen beauftragt wurden, erst Altenstein, dann Hardenberg, bemühten sich, seine Mitwirkung zur Ausführung der von ihnen aufgestellten Pläne zu gewinnen. Aber es ist ihm nach gewissenhafter Prüfung derselben unmöglich gewesen, diesen seine Zustimmung zu geben, und um so weniger, sich an ihrer Ausführung zu betheiligen. Nach langen peinlichen Verhandlungen, welche die Zeit vom Herbste 1809 bis zum Sommer 1810 zu einer der traurigsten seines Lebens gemacht haben, kam er im Mai zu dem Entschlusse, seine bisherige amtliche Stellung niederzulegen und um Uebertragung der Professur der Geschichte an der neuerrichteten Universität zu Berlin zu bitten.

„Hardenberg machte noch einmal ernstliche Versuche,

Niebuhr's Erfahrung und Einsicht der Verwaltung der preussischen Finanzen zu erhalten: da sie fehlschlugen, trug er selbst bei dem König auf seine Ernennung zum Historiographen an Johannes von Müller's Stelle an: sie erfolgte bald, mit dem Zusatze, ,dass er dem Minister Hardenberg und dem Finanzministerium mit Rath und Gutachten auf Erfordern zur Hand gehen werde'.

„Mit dem Rücktritt von den Staatsgeschäften trat für Niebuhr eine der erfreulichsten Perioden seines Lebens ein: mit der reinsten Freude wandte er sich den längere Zeit zurückgedrängten philologischen und historischen Studien wieder zu. Er war vor kurzem zu seiner Freude zum Mitgliede der Akademie der Wissenschaften erwählt worden [1]), und auf dringendes Bitten seiner Freunde trat er bei Eröffnung der Berliner Universität Michaelis 1810 mit seinen ersten Vorlesungen über römische Geschichte auf. Die lebendige Theilnahme, welche diese nicht nur bei den Studirenden, sondern bei den Gebildeten aller Stände fanden, welche sie in grosser Zahl besuchten, der tägliche Umgang mit vertrauten Freunden, Spalding, Buttmann, Heindorf, Schleiermacher, von Savigny, wirkte ermuthigend und begeisternd auf sein empfängliches Gemüth. Mit jugendlicher Kraft und Freudigkeit lebte er damals in einer steten, durch die dankbarste Anerkennung unmittelbar belohnten Production, und oft hat er später geäussert, dass diese Zeit unter die reichsten und glücklichsten seines Lebens gehöre. So wurde der Grund gelegt zu den in den Jahren 1811 und 1812 erschienenen beiden Bänden seiner Römischen Geschichte, einem Werke, welches auch in der späteren Umarbeitung als eine der grossartigsten Leistungen der Gelehrsamkeit, des Scharfsinns und des Strebens nach Wahrheit fortleben und fortwirken wird.

„Der litterarischen Musse, durch welche edle Männer zu dieser Zeit sich den Schmerz über die drückende Fremd-

[1]) Lebensnachrichten I, 490.

herrschaft zu lindern suchten, machte der Ausbruch des ruhmvollen Kampfes in den ersten Monaten 1813 ein Ende. Niebuhr wurde hingerissen von dem Gedanken der Vaterlandsbefreiung. Zu jeder Art der Mitwirkung sich bereit erklärend, wirkte er zunächst durch sein edles kräftiges Wort in dem im April 1813 von ihm gestifteten ‚Preussischen Correspondenten' — mehrere der von ihm geschriebenen Artikel und Aufsätze sind in den Nachgel. Schriften, S. 315—384 abgedruckt — auf viele Gemüther erhebend und belehrend ein. Bald nachher wurde er ins Hauptquartier berufen und u. A. mit den Unterhandlungen mit den englischen Abgeordneten über einen Subsidienvertrag beauftragt, der den 14. Juni zum Abschluss kam. Im Februar 1814 folgte er einem Auftrage des Königs, sich nach Holland zu begeben, um dort mit englischen Commissarien die ferneren Subsidiengeschäfte zu unterhandeln. Durch mancherlei Schwierigkeiten, welche von diesen in den Weg gelegt wurden, zogen sie sich bis in den Juni hin. Nach einem kurzen Aufenthalt in Pyrmont, der für seine eigne und die Gesundheit seiner Frau nothwendig war, machte er seinem Vater, der schon damals sehr leidend war, den letzten wehmüthigen Besuch und kehrte im October 1814 nach Berlin zurück.

„In dem folgenden Winter gereichte es ihm zu besonderer Freude, dass der König ihm den ehrenvollen Auftrag ertheilte, dem Kronprinzen Vorträge zu halten, und als Gegenstand derselben ausdrücklich Finanzkunde bestimmte. Mit grosser Liebe hat Niebuhr diese Aufgabe erfasst und nach Maassgabe der dazu angesetzten beschränkten Zeit zu lösen versucht. Aus dem damaligen nahen persönlichen Verkehr hat sich zwischen dem Prinzen und seinem Lehrer ein Verhältniss wahrer Pietät gebildet, dessen zahlreiche Beweise diesen bis an sein Lebensende beglückten und sich über dasselbe hinaus in rührender Weise bethätigten.

„Der unerfreuliche Gang der politischen Verhandlungen auf dem Wiener Congress veranlasste Niebuhr um dieselbe

Zeit zur Abfassung seiner Schrift: ,Preussens Recht gegen den sächsischen Hof.' Die klare und beredte Darlegung der faktischen Verhältnisse, sein offenes Eintreten für die nationale Bedeutung der schwebenden Frage verschafften ihm die höchste Anerkennung der Gleichgesinnten, zogen ihm aber auch die leidenschaftliche Anfeindung der Gegner zu [1]). Hardenberg sprach ihm seinen Dank lebhaft aus und verlangte, dass hundert Exemplare der Schrift nach Wien gesandt würden; auf die Entscheidung der Sache hat sie bei dem Uebergewicht der gegen Preussen feindlichen Einflüsse keine Wirkung gehabt.

„Das Jahr 1815 brachte ihm die schwersten Verluste, die bei seinem weichen Gemüthe ihn treffen konnten: den 26. April

---

[1]) Ich kann mir nicht versagen, das Urtheil über diese Schrift, welches vor kurzem der Mann ausgesprochen hat, dem wie keinem andern eine Stimme in Dingen dieser Art zusteht, H. v. Treitschke, hier zu wiederholen. In seinem ungemein lehrreichen Aufsatze: „Preussen auf dem Wiener Congress“, Pr. Jahrbb., Dec. 1875 und Februar u. März 1876 sagt er S. 286: „Weitaus das bedeutendste Werk aus diesem Federkriege (über das Schicksal Sachsens) ist Barthold Niebuhr's Flugschrift: ,Preussens Recht wider den sächsischen Hof', — nach meinem Gefühl überhaupt die vornehmste Leistung der deutschen Publicistik aus jenem Zeitraum. Denn sie vereinigt Arndt's edle Leidenschaft und rhetorischen Schwung mit dem Gedankenreichthum und der politischen Sachkenntniss von Friedrich Gentz. Wie frei und kühn entwickelt der grosse Historiker zwei Kerngedanken unsrer nationalen Politik, welche, noch niemals früher mit solcher Klarheit ausgesprochen, seitdem allen edleren Deutschen in Fleisch und Blut gedrungen sind. Er zeigt, dass ein grosses, seiner Einheit bewusstes Volk den Abfall von der Sache der Nation auch dann als Felonie bestrafen darf, wenn der Verräther kein geschriebenes Recht verletzt hat; ,die Gemeinschaft der Nationalität ist höher als die Staatsverhältnisse, welche die verschiedenen Völker eines Stammes vereinigen oder trennen'. Alsdann sagt er mit der Sicherheit des Sehers voraus, dass die Tage der deutschen Kleinstaaten gezählt sind; schwache Gemeinwesen, die sich nicht durch eigne Kraft behaupten können, ,hören auf Staaten zu sein'. Zu solchem Urtheil gelangte der conservative Denker, da er ein Jahr nach der Schlacht bei Leipzig das deutsche Kleinfürstenthum wieder den Fahnen Frankreichs folgen sah.“

starb in Meldorf sein ehrwürdiger Vater, und den 20. Juni verlor er die geliebte Gattin, welche der lange die Ihren mit Sorge erfüllenden Krankheit erlag. In seinem tiefen Schmerze gewährte ihm die Abfassung der mit grosser Liebe geschriebenen Biographie des Vaters einige Linderung. Auch die mit Buttmann und Heindorf gemeinsam besorgte Ausgabe der von A. Mai in Verona aufgefundenen Fragmente des Fronto war ihm eine wohlthuende Erholung.

„Ein neues Leben ging für Niebuhr auf, als er nach seiner Wiederverheirathung mit seiner zweiten Gattin, einer Nichte seiner ihm innig befreundeten Schwägerin und Tochter des früh verstorbnen Professor der Theologie Ch. G. Hensler, im Sommer 1816 durch die Gnade des Königs zum ausserordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Minister in Rom ernannt wurde und im Juli mit seiner jungen Frau die Reise dahin antrat. Gleich seinen Eintritt in Italien bezeichnete eine der wichtigsten gelehrten Entdeckungen neuerer Zeit, die Auffindung der Institutionen des Gaius in der Dombibliothek zu Verona. In Rom nahmen Amtsgeschäfte zwar den grössten Theil seiner Zeit in Anspruch; doch verzögerte sich der Fortgang und Abschluss der Verhandlungen, deren Hauptzweck eine Uebereinkunft mit dem päpstlichen Stuhle zur neuen Organisation der katholischen Kirche in den preussischen Staaten war, durch das mehrjährige Ausbleiben der ihm verheissenen Instructionen so sehr, dass seine Geduld oft auf eine harte Probe gestellt war. Indess hatte er sich durch umsichtige und gründliche Beobachtung eine so vertraute Bekanntschaft mit allen in Betracht kommenden Verhältnissen und mit den maassgebenden Persönlichkeiten am päpstlichen Hofe erworben, dass, nachdem er endlich von den Intentionen seiner Regierung authentisch in Kenntniss gesetzt war, die Verhandlungen einen raschen Verlauf nahmen und bei der Anwesenheit des Staatskanzlers Hardenberg, der von dem Laibacher Congress aus im März 1821 nach Rom kam, ihren Abschluss erhielten. Das Resultat liegt vor in der päpstlichen

Bulle *de salute animarum* vom 16. Juli 1821. Niebuhr's unwandelbare Rechtlichkeit, verbunden mit seinem hohen Werth als Gelehrten, verschafften ihm nicht nur Ansehen und Verehrung bei den vorzüglichsten der dortigen Geschäftsmänner und seinen diplomatischen Collegen, sondern auch das unbedingte Vertrauen des verdienstvollen und klugen Kardinals Consalvi und die herzliche Anerkennung und Achtung des edlen Papstes Pius VII. Der König von Preussen gab ihm seine Zufriedenheit mit seiner Geschäftsführung durch Verleihung des Rothen Adlerordens zweiter Klasse mit Eichenlaub zu erkennen.

„Dass der Geschichtsschreiber Roms, der begeisterte Freund des classischen Alterthums, seinen Aufenthalt in der ewigen Stadt in jeder Weise zu wissenschaftlichen Untersuchungen benutzte, braucht nicht gesagt zu werden. Durch die bedeutenden Entdeckungen A. Mai's schon vor seiner italienischen Reise auf die Wichtigkeit der Codices rescripti aufmerksam geworden und durch seine eigne Auffindung des Gaius in seinen Erwartungen bestärkt, verwandte er jeden Augenblick der Musse dazu, die vatikanischen Handschriften in dieser Beziehung zu prüfen. Die Berufung des eben genannten Gelehrten zum Kustos der vatikanischen Bibliothek wurde anfangs durch missverstandene Eifersucht ein Hemmniss für die Fortsetzung dieser Untersuchungen, deren Ergebniss er in seiner 1820 zu Rom bekannt gemachten Sammlung unedirter Fragmente des Cicero und Livius der gelehrten Welt mittheilte. Späterhin aber, als sich hauptsächlich durch Niebuhr's uneigennütziges Entgegenkommen die Spannung zwischen ihm und A. Mai verloren hatte, nahm er den lebendigsten und unermüdlichsten Antheil an der Herausgabe der von letzterem entdeckten Bruchstücke von Cicero's Büchern *de re publica.*

„Wie sehr die Anschauung der Ueberreste des alten Roms auf die Belebung und Sicherung seiner historischen Auffassung einwirkte, das bezeugen aufs deutlichste manche in der späteren Umarbeitung seines unsterblichen Werkes berichtigten

oder fester begründeten Ansichten. Durch ihn wurde auch die von Platner und Bunsen unternommene Beschreibung der Stadt Rom, von welcher kürzlich (1831 geschrieben) der erste Band erschienen ist, angeregt. Zur Ankündigung derselben schrieb er jenen meisterhaften Aufsatz ‚Ueber Wachsthum und Verfall der alten und Wiederherstellung der neuen Stadt Rom‘, welcher zuerst im Tübinger Kunstblatt, dann erweitert in der Sammlung seiner Kleinen Schriften (1828, Bd. I) und eben so in dem ersten Bande des zuvor erwähnten Werkes erschienen ist. Mehreres von seiner Hand werden noch die folgenden Bände bringen[1]). Ausserdem gehören in diese Periode einige lateinische Abhandlungen in den ‚Atti dell' academia di archaeologia‘ über von dem Architekten Gau aus Nubien mitgebrachte griechische Inschriften[2]), und eine deutsche über das Zeitalter des Petronius und Curtius in den Abhandlungen der Berliner Akademie der Wissenschaften (Kl. Schr., Bd. I, S. 305—351). Mit liebevoller Theilnahme war er nicht minder bemüht, die wissenschaftlichen Unternehmungen Andrer, so weit es in seinen Kräften lag, zu unterstützen: namentlich stand sein Haus allen Deutschen, welche litterarische oder künstlerische Zwecke nach Rom führten, offen. Er hatte eine geräumige Wohnung[3]) im Palazzo Savelli, der in den Ruinen des Theaters des Marcellus gebaut war, bezogen. So gern er mit nähern und geistesverwandten Freunden im häuslichen Kreise verkehrte, so scheute er stets eine grössere und glänzende Geselligkeit. Nur so weit seine amtliche Stellung und

---

1) Bunsen bemerkt in der Vorrede, S. IX: „Wenn dem Vorgetragnen nicht immer eine Mittheilung des väterlich liebevollen Freundes zu Grunde liegt, so ist es doch gewiss durch eine solche angeregt oder durch den nichts übersehenden Blick des Meisters geleitet oder durch sein Alles umfassendes Wissen berichtigt.“ Mit dem dritten Bande des Werkes hört der Zusatz auf dem Titel: „Mit Beiträgen von B. G. Niebuhr“, auf.

2) Wieder abgedruckt in Gau, „Neuentdeckte Denkmäler von Nubien“, Stuttgart u. Paris 1822, und in der zweiten Sammlung der „Kleinen Schriften“, 1843, S. 172—196.

3) Niebuhr schildert sie anschaulich L.-N. II, 284. 297. 311.

die Anwesenheit vornehmer Gäste es verlangte, betheiligte er sich an einer solchen. Am liebsten weilte er im Kreise seiner Familie, in der er sich nach der Geburt von vier Kindern, einem Sohn und drei Töchtern, sehr glücklich fühlte, so weit nicht eigne Kränklichkeit oder die seiner Frau störend einwirkte.

„Vor seiner Rückkehr nach Deutschland (Sommer 1823), welche er nach vollbrachtem amtlichen Auftrage, vorzüglich aus Sorge für die geschwächte Gesundheit seiner Gattin beschleunigte, widmete er im März noch einige Wochen dem Besuche des schönen Neapels. Auch hier wusste er mitten in der Fülle der Kunst- und Naturschönheiten, deren er sich sehr erfreute, und im genussreichen Umgange mit dem Grafen de Serre, dem dortigen französischen Botschafter, zu dem er in ein vertrautes Freundschaftsverhältniss getreten war, sich täglich mehrere Stunden zu der Vergleichung der besten Handschrift des lateinischen Grammatikers Charisius auf der königlichen Bibliothek auszusparen.

„Auf der Rückreise nach Deutschland verweilte Niebuhr sechs Wochen in S. Gallen: seine angestrengten Nachforschungen in der dortigen Stiftsbibliothek, von welchen er sich wohl grössern Gewinn versprochen hatte, belohnte wenigstens die Auffindung einiger Reste der spätesten römischen Poesie, der Gedichte des Fl. Merobandes besonders zum Lobe des Aëtius, die er schon 1823 in S. Gallen und 1824 revidirt in Bonn herausgab. Seine Reise über Heidelberg, Frankfurt und die Taunusbäder erhielt ihr fast zufälliges Ziel auf der wenige Jahre vorher gestifteten Universität zu Bonn: das Vorgefühl ungestörter Musse und segensreicher Wirksamkeit, verbunden mit Freundes Rath und Bitte, liess ihn, ohne einen schon früher dahin gerichteten Plan, diese Wahl seines künftigen Wohnorts treffen.

„Im Winter auf 1824 schrieb er hier zunächst in heiterer Ruhe mit der ganzen Freude des Schaffens dasjenige, was zum dritten Bande der Römischen Geschichte ausgearbeitet in seinem Nachlasse sich findet. Nach der Rückkehr von seinem ersten Besuch in Berlin, wohin er im Mai sich begeben hatte,

um sich dem Könige vorzustellen und seine definitive Entlassung von dem römischen Gesandtschaftsposten zu erwirken — während seines dortigen Aufenthalts verlor er einen Knaben, der ihm wenige Wochen vorher geboren war —, fasste er den Entschluss, den lange verlassenen Beruf des öffentlichen Lehrers wieder aufzunehmen und sich der Bonner Universität in freier Verbindung anzuschliessen. Doch wurde die Ausführung dieses Vorhabens durch verschiedene Umstände, namentlich seine Berufung zu den Sitzungen des Staatsrathes im Herbste 1824, verzögert, und erst im Sommer 1825 hielt er seine erste Vorlesung über griechische Geschichte seit der Schlacht bei Chäronea. Diese und die folgenden Vorlesungen über römische Geschichte und Alterthümer, über alte Länder- und Völkerkunde, über alte Geschichte und über die neueste seit der französischen Revolution fesselte durch Fülle des Stoffes, tiefe Forschung und Frische der Behandlung die jugendlichen Zuhörer, auf welche er zugleich durch herzliche Vertraulichkeit aufs Wohlthuendste einwirkte. Das Honorar für seine Vorlesungen verwandte er theils zu wissenschaftlichen Preisaufgaben, theils zur Unterstützung bedürftiger Studierender.

„Zu gleicher Zeit erkannte er während der vorschreitenden Arbeit an der Fortsetzung der Römischen Geschichte die Nothwendigkeit der Umarbeitung der vor zwölf Jahren geschriebenen beiden ersten Bände. Nachdem er dieselbe mit energischem Entschlusse unternommen hatte, wurde unter seinen Händen die Umgestaltung zu einer neuen Schöpfung. Der erste Band erschien in der neuen Bearbeitung 1827 und wurde in und ausser Deutschland mit einer Achtung aufgenommen, die auf den Verfasser ermunternd einwirkte und sehr bald eine neue Auflage nothwendig machte, der er seinen nachbessernden Fleiss nicht entzog. Unter den zahlreichen Beweisen ehrender Anerkennung, die er von vielen Seiten empfing, hat keine ihn mehr erfreut, als eine Zuschrift von Goethe vom 15. April 1827, die mit den Worten schliesst: ‚Es wird dem verehrten Verfasser jenes Werkes von Bedeutung sein zu sehen, wie seine

eigensten Bemühungen ins Allgemeine wirken und, indem sie unterrichten, auch zugleich als die herrlichste Wirkung den Glauben an Wahrheit und Einfalt beleben und ermuthigen.'

„Der zweite Band wurde in der neuen Bearbeitung erst wenige Monate vor seinem Tode vollendet. Wenn, wie er selbst es in der Vorrede aussprach, die niederdrückende Einwirkung der jüngsten Weltbegebenheiten gegen den Schluss derselben nicht zu verkennen ist, so werden diese Töne der Wehmuth in vielen Herzen anklingen. Dem schon geschriebenen Theile des dritten Bandes, der die Geschichte Roms vom licinischen Gesetze bis in das letzte Viertel des fünften Jahrhunderts der Stadt fortführt, werden die zahlreichen Verehrer des Entschlafenen hoffentlich nicht zu lange entgegensehen [1]). Erwägt man bei der ersten Ausgabe die seltene Kraft, die zur Hervorbringung eines solchen Werkes nöthig war, so muss man noch mehr den tiefen Ernst und die Lebendigkeit des Geistes bewundern, die ihn zu einer gänzlich neuen Ausarbeitung den Entschluss fassen liess. Aus der Vergleichung der verschiedenen Ausgaben geht klar hervor, wie deutlich ihm die höchste Aufgabe des Geschichtschreibers vorschwebte und wie sehr es ihm gelungen ist, seinem Ziele nahe zu kommen.

„Sein rastloser Thätigkeitsdrang trieb ihn, neben seiner grossen Lebensaufgabe, die lange gehegten Gedanken eines eben so umfangreichen wie verdienstlichen Werkes, einer neuen Ausgabe des byzantinischen Geschichtschreibers, zur Ausführung zu bringen. Er selbst ging mit der kritischen Bearbeitung des Agathias voran und gewann sich geeignete Mitarbeiter für den von ihm entworfenen Plan, über dessen Ausführung er mit gewissenhafter Sorgfalt wachte. Um dieselbe Zeit veranstaltete er eine Sammlung seiner in den Schriften der Berliner Akademie und in dem seit 1827 mit Brandis herausgegebenen Rheinischen Museum zerstreuten Abhandlungen.

---

1) Er ist 1832 erschienen.

„Sieben Jahre lebte Niebuhr auf solche Weise im Bewusstsein segensreicher Wirksamkeit und in der steigenden Anerkennung im Vaterlande und im Auslande an seinem neuen Wohnorte. Zahlreiche Besuche von Freunden und lieben Verwandten unterbrachen öfter zu seiner Freude die Regelmässigkeit seines Familienlebens: kleinere Ausflüge in die nähere und fernere Umgegend, Ostern 1827 über Coblenz nach Trier, das er mit grossem Interesse sah, schon im Frühjahr 1824 nach Nassau zum Besuch des Freiherrn vom Stein und später nach Mainz, wo er den ihm befreundeten General von Clausewitz wieder begrüsste, verschafften ihm erwünschte Erholung von angestrengter Thätigkeit; im Sommer 1828 führte er den lange gehegten Vorsatz, seine holsteinische Heimath, theure Angehörige und alte Freunde wiederzusehen, aus. Am längsten verweilte er in Kiel im Hause der seinem Herzen am nächsten stehenden Freundin, seiner Schwägerin Hensler; nächst den Verwandten hat er mit Niemand vertraulicher verkehrt als mit Dahlmann. Mit überwiegend angenehmen Eindrücken kehrte er nach Bonn zurück und nahm sogleich die ihm liebgewordene Lehrthätigkeit eifrig wieder auf. Mitten in der lebendigsten Ausführung derselben traf ihn der schwere Schlag, dass in der Nacht vom 5. auf den 6. Februar 1830 eine Feuersbrunst das Haus, das er erst vor kurzem gekauft und bezogen hatte, zerstörte und ausser empfindlichem Verlust an werthvollem Besitz eine lange nachwirkende Zerrüttung des häuslichen Behagens mit sich brachte. Um so schmerzlicher wurde er daher von den politischen Ereignissen des Sommers 1830 betroffen, der Julirevolution und ihren Nachwirkungen in den Nachbarländern. Niebuhr hatte zu der Wiederaufrichtung der französischen Staatsordnung gutes Vertrauen gefasst, und fürchtete nun von ihrem plötzlichen Umsturz die traurigsten Folgen. Dennoch hatte er, wenn auch unter trüben Ahnungen, den Neubau seines Hauses eifrig betrieben und fing an sich der wiedergewonnenen häuslichen Ruhe und der gewohnten Lehrthätigkeit zu erfreuen, als ihn am ersten Weihnachtstage

1830 eine heftige Erkältung ans Lager fesselte. Ein anfangs wenig bedenkliches Fieber schlug am fünften Tage in eine tödtliche Lungenentzündung um, welche am Morgen des 2. Januar 1831 seinem edlen Leben ein zu frühes Ziel setzte. Seine Gattin, die bereits früher an einem chronischen Brustübel litt, das durch die Sorge um den theuern Kranken und den Schmerz über seinen Tod sich verschlimmerte, folgte ihm am 11. Januar mit Hinterlassung von vier unmündigen Kindern im Tode nach."

Schon aus diesem kurzen Ueberblick wird jeder unbefangene Leser den Eindruck empfangen haben, dass ihm das Leben eines hochbegabten, durch vielseitige und einflussreiche Wirksamkeit ausgezeichneten Mannes vorübergeführt ist; aber es fehlt viel, dass aus demselben das volle Bild seiner Persönlichkeit, der Vereinigung der seltensten Eigenschaften des Geistes und Gemüthes gewonnen werden könnte. Um ein solches sich zu verschaffen, ist ein reiches Material vorhanden: ausser den obengenannten Lebensnachrichten, von denen Savigny urtheilt, „dass sie vor den meisten Briefsammlungen neuerer Zeit den Charakter lebensvoller Memoiren an sich tragen", und welche Bunsen „die köstlichste Briefsammlung nennt, die in unserm Jahrhundert der Welt gegeben worden", die eignen Arbeiten Niebuhr's, sowohl das grosse Werk der Römischen Geschichte, wie die zwei Bände der Kleinen historischen und philologischen Schriften (1828 und 1843 in Bonn erschienen) und die Nachgelassenen Schriften nichtphilologischen Inhalts (1842 in Hamburg bei Friedr. Perthes), die alle von demselben Geiste eindringender Forschung und sittlicher Wärme durchdrungen sind, woraus der ganze Mann uns entgegentritt, und unter denen die Biographie des Vaters und die Circularbriefe aus Holland uns am tiefsten in die persönlichen Verhältnisse einführen, und endlich, aber nicht

von minder werthvollem Inhalt die an der Bonner Universität gehaltenen Vorträge, von welchen die über römische Geschichte (in 3 Bänden 1845 bis 1848), über alte Länder- und Völkerkunde (1851) und über römische Alterthümer (1858) von Dr. Isler in Hamburg, die über die Geschichte des Zeitalters der Revolution (in 2 Bänden 1845) und über alte Geschichte (in 3 Bänden 1847 bis 1851) von dem Sohne des Verstorbenen herausgegeben sind. Aber man sieht leicht, dass nur durch ein gründliches Studium dieser verschiedenartigen und reichhaltigen Schriften eine vertraute Bekanntschaft mit ihrem Verfasser gewonnen werden kann, und eben so unerlässlich ist zur Sicherung des Urtheils die Kenntniss der zahlreichen Schriften Anderer, die durch Niebuhr's wissenschaftliche Arbeiten, oder durch seinen Antheil an den politischen Vorgängen einer sehr bewegten Zeit hervorgerufen worden sind. Wir dürfen hoffen, dass durch Nissen's biographische Arbeit die schwierige Aufgabe eine erfreuliche Lösung finden wird.

Ich wünschte zu derselben dadurch einen Beitrag zu liefern, dass ich dasjenige, was mir aus meiner eigenen Erinnerung und aus Mittheilungen der ihm nahe stehenden Freunde, mit denen auch ich in vertrautem Verkehr gestanden habe, so wie aus einer sorgfältigen Beachtung der in Betracht kommenden literarischen Erscheinungen, im Einzelnen über sein Leben und Wirken zur Kunde gekommen ist, in anspruchlosen Aufzeichnungen zusammenstelle.

Ich bin im Herbste 1826 in meinem 21sten Jahre auf eine Empfehlung des Freiherrn C. von Rumohr von ihm aufs freundlichste aufgenommen worden, bin im Sommer 1827 als Lehrer seines Sohnes in sein Haus eingetreten und habe ihm — mit der Unterbrechung der holsteinischen Reise im Sommer 1828, während welcher ich mit Aufträgen von ihm die Bibliotheken in Leyden und Paris besuchte, — bis zu seinem Tode im Januar 1831 sowohl in jener Stellung, wie mit litterarischen Arbeiten nach seinen Anweisungen beschäftigt, zur Seite gestanden. Ich habe auf den Wunsch der

Verwandten die verwaisten Kinder, die bis dahin die liebevollste Aufnahme im von Hollweg'schen Hause gefunden hatten, Ostern 1831 nach Kiel begleitet und ein mir unvergessliches Jahr im Hause der vortrefflichen Freundin Niebuhr's, der Frau Dr. Hensler, und in nahem Verkehr mit der verwandten Familie des Prof. Twesten verlebt. Erinnerungen an den Verstorbenen bildeten natürlich einen grossen Theil der Unterhaltungen in diesem Kreise. Später habe ich mir durch einen Besuch in Meldorf die Anschauung des Schauplatzes von Niebuhr's Knabenjahren verschafft und mich der Bekanntschaft der überlebenden Schwester, die mit grösster Liebe an seinem Andenken hing, erfreut. Auf meinem späteren Lebenswege in den Schulämtern zu Berlin, Lübeck, Frankfurt und Hamburg hat mir mein früheres Verhältniss zu dem allgemein verehrten Manne leichten Zugang zu seinen nächsten und liebsten Freunden verschafft: zu von Savigny, Nicolovius, Schleiermacher, Immanuel Becker, dem Buchhändler G. Reimer in Berlin, zu Bluhme und dem Grafen Adam Moltke in Lübeck, zu Friedrich Perthes in Hamburg und Gotha, den ich schon 1829 im Niebuhr'schen Hause kennen gelernt hatte, und mit dessen trefflichem Sohne Clemens ich damals in freundschaftliche Verbindung trat, später zu Bunsen, als dieser einige Jahre in der Nähe von Heidelberg lebte.

Dass ich mit Niebuhr's Kindern, von denen die mittlere Tochter nach kurzer Ehe mit dem Assessor W. von Wollzogen schon 1844, die älteste als Gattin des Geh. Staatsraths Francke in Coburg 1862 und der einzige Sohn als geheimer Kabinetsrath des verewigten Königs Friedrich Wilhelm IV. den 1. August 1860 in Badenweiler gestorben ist, stets das freundschaftlichste Verhältniss aufrechterhalten habe und mit der jüngsten, der Frau Präsident Rathgen in Weimar, noch erhalte, bedarf keiner Versicherung. Diese mich persönlich betreffenden Umstände erwähne ich, um für die folgenden Mittheilungen meine Berechtigung zu erweisen: sie werden sich in den Grenzen fragmentarischer Erinnerungen halten und so viel wie möglich

sich auf die Zeugnisse der Betheiligten berufen. Ich werde dabei den Gang befolgen, dass ich im Anschluss an die obige Lebensskizze zu den einzelnen Perioden derselben erläuternde oder ergänzende Bemerkungen hinzufüge.

Aus den Kindheits- und Knabenjahren im väterlichen Hause zu Meldorf bis Ostern 1794.

Niebuhr war zwar in Kopenhagen geboren, aber beide Eltern waren von deutscher Abstammung: der Vater, wie er selbst ihn uns so lebendig geschildert hat, von dem kernhaften Stamme eines niedersächsischen Bauerngeschlechtes, als freier Landmann auf einem Marschhofe im Lande Hadeln geboren, die Mutter, des Leibmedikus Blumenberg, eines geborenen Thüringers, Tochter. Obgleich er daher später durch seine wiederholte amtliche Stellung in Kopenhagen mit Dänemark in naher Verbindung blieb und stets den Interessen des Landes treue Anhänglichkeit bewahrte, — sein ganzes Wesen und Fühlen war doch deutsch, und nur Deutschland, und in Deutschland Preussen, erkannte und liebte er als sein Vaterland. Von seinen Eltern hat er uns vom Vater ein lebendiges und anziehendes Bild seiner äusseren Erscheinung wie seiner geistigen Eigenthümlichkeit hinterlassen. Der zärtlichen und allzu sorglichen Liebe seiner Mutter gedenkt er in dankbarem Herzen, gibt uns aber nicht ein Bild von ihrer Persönlichkeit. Dennoch möchten wir glauben, dass er, wie so manche hervorragende Männer, in seinem inneren und äusseren Wesen mehr Züge von der Mutter als vom Vater an sich trug. Sein zarter, fast schwächlicher Körperbau, die Tiefe und Innigkeit seines Gemüthes, die rege Lebendigkeit seiner Phantasie, die grosse Reizbarkeit seiner Empfindungen, die ihm durch ihre leichte Verletzlichkeit manchen Schmerz im späteren Leben bereitet

hat, scheinen nichts von der auf sich selbst beruhenden Festigkeit und gleichmässigen Gemüthsruhe des Vaters, sondern einen mehr weiblichen Charakter zu haben. Allerdings ist zur Erklärung seiner Eigenthümlichkeit auch zu erwägen, dass seine Kindheit, wie er uns berichtet, wiederholt durch schwere Krankheiten heimgesucht, und er darum, wie er selbst glaubte, mit zu grosser Aengstlichkeit vor jedem schädlichen Einfluss bewahrt und von einer freieren Uebung seiner Körperkräfte fern gehalten wurde. Von der ausserordentlich frühen Entwicklung seiner ungewöhnlichen Geistesgaben, und zwar eben so sehr nach der Seite der leichten Auffassung fremder Sprachen und einer ausgebreiteten, durch ein bewundernswürdig treues Gedächtniss unterstützten Lectüre, wie in der Richtung geschichtlicher und naturwissenschaftlicher Studien und des Interesses für alle Ereignisse der Gegenwart, geben die Lebensnachrichten [1]) merkwürdige Beweise. Noch jetzt werden in den Familienpapieren, die ich habe einsehen dürfen, einige Arbeiten aus Niebuhr's Knabenjahren aufbewahrt, welche Staunen erregen, u. A. zwei umfangreiche Hefte, welche er zum Geburtstage des Vaters (17. März) in den Jahren 1786 und 1787, also in seinem zehnten und elften Lebensjahre aus eigener Lectüre ausgearbeitet hatte: das erste eine historisch-geographische Beschreibung von Afrika, das zweite eine Uebersetzung von Poncet's Reise nach Aethiopien 1695—1700. Besonders anziehend sind in beiden die voranstehenden Zuschriften an den Vater, die in bescheidenen Worten den Wunsch aussprechen, ihm Freude zu machen. Die zweite vom Jahre 1787 zeigt schon aufs deutlichste die Anfänge der festen und klaren Handschrift, die er sich sein Leben lang bewahrt hat.

J. H. Voss fasste seit seinem ersten Besuche in Meldorf im Sommer 1781, bei welchem sich zwischen ihm und dem Vater Niebuhr eine auf verwandter Denkweise ruhende, fürs Leben ausdauernde Freundschaft gründete, für

---

1) Bd. I, S. 9 ff.

den ungewöhnlich begabten Knaben das lebhafteste Interesse. Die deutsche Odyssee, die um diese Zeit erschien, wurde das Lieblingsbuch des ganzen Hauses. „Niebuhr's Kinder", schreibt Boie dem Schwager den 28. Januar 1782, „reden von nichts als von dem edlen Odysseus und der klugen Penelopeia. Mein Hund ist der Kyklop, und letzthin, da ein Brand aus dem Ofen fiel, sagte Barthold: ‚Nimm dich in Acht, Kyklop, dass sie dir das Auge nicht ausbrennen.'" [1]) Es ist die früheste Aeusserung, die uns von dem Knaben aufbewahrt ist, und mag als solche dem Gedächtniss erhalten bleiben. Acht Jahre später, den 24. December 1790, schreibt Boie an Voss [2]), dessen Rath bei dem Vater wie bei dem Sohne stets in hohem Ansehn blieb: „Der kleine Niebuhr, der mächtig auf einen Philologen losstudiret und von nichts als Manuscripten und Varianten träumt, ist jetzt sehr glücklich durch ein Manuscript des Varro, das sein Vater aus der königlichen Bibliothek in Kopenhagen für ihn bekommen hat. — Er hat schon Lesarten von Bedeutung und besonders gefunden, dass die Schwierigkeit mehrerer Stellen von Lücken herrührt, die in den gedruckten Ausgaben nicht bemerkt sind." Derselbe Boie, der vertrauteste Freund des väterlichen Hauses, schreibt über ihn den 8. Januar 1792 an eine Freundin [3]): „Wie leicht ein Knabe, der Kopf und Lust hat, Sprachen lernt, davon ist Niebuhr's im 16. Jahr stehender Sohn, ein kleines Wunder von Kenntnissen sehr verschiedener Art und an Reife des Verstandes, ein lebendiges Beispiel", und einige Jahre später [4]): „In dem jungen Niebuhr ist Stoff zu einem grossen Manne, und ich hoffe, dass er herauskommen werde."

Seine raschen Fortschritte auf allen Gebieten des Wissens machten es nach dem Urtheil des gelehrten Rectors der Meldorfer Schule, Jäger, unthunlich, dass er den regel-

---

1) Herbst, J. H. Voss, Bd. I, S. 227.
2) Ebendas., Bd. II, S. 136.
3) Weinhold, H. Chr. Boie, S. 104.
4) Ebendas., S. 105.

mässigen Weg des Schulunterrichts verfolgte: nur anderthalb Jahre, von Ostern 1789 bis Michaelis 1790, hat er die Prima der Schule besucht: „er war bei weitem der jüngste der Schüler, aber an Kenntnissen allen weit voraus“ [1]). Desshalb rieth der Rector, den 14jährigen Knaben durch Privatunterricht zu fördern, an welchem er selbst sich mit grosser Liebe betheiligte. Es ist zwar ausdrücklich bezeugt, dass der junge Niebuhr von seinen Mitschülern sehr geliebt wurde und von Ueberhebung weit entfernt war; aber dennoch hat er wohl in Folge dieses seines einsamen Bildungsganges etwas von dem wohlthätig abreibenden Einfluss des traulichen Zusammenlebens mit gleichstrebenden Altersgenossen entbehrt: ich habe von ältern Personen, die das Haus seiner Eltern noch gekannt haben, nicht den Namen eines ihm nahe verbundenen Gespielen oder Mitschülers erfahren können. Es erklärt sich daraus, was Friedrich Perthes aus einer Unterhaltung mit Niebuhr aus dem Jahre 1829 erzählt [2]): „Als er mir Schiller's wohlthätigen Einfluss auf die Jugend bestritt, fragte ich ihn, ob er sich erinnere, selbst eine Zwischenzeit zwischen dem Knaben und dem Gelehrten durchlebt zu haben. Er ward wehmüthig und schwieg.“ Wenn derselbe hinzufügt: „Es ist wohl gewiss, eine Jugend hat Niebuhr nicht gehabt, und doch zieht er noch heute die Jugend, die mit ausserordentlicher Liebe an ihm hängt, nicht allein an, sondern freuet sich auch ihrer“; so ist das, wie oben angedeutet, mit Bezug auf die Entbehrung eines heitern und freien Verkehrs mit gleichstrebenden Altersgenossen zuzugeben; aber man würde doch irren, wenn man sich seine Knaben- und ersten Jünglingsjahre trübe und freudelos vorstellen wollte. „Er genoss ein im Ganzen fröhliches Leben“, berichtet seine Freundin Hensler [3]), „in einem geräumigen Hause, in grossen Hof- und Gartenplätzen

1) Lebensnachrichten I, 20.
2) Friedrich Perthes' Leben III, 148.
3) Lebensnachrichten I, 6.

mit seiner Schwester und befreundeten Knaben sich fröhlich und oft lärmend herumtummelnd." Auch erfahren wir, dass er den Vater sowohl auf kleinen Ausflügen in die Umgegend und in dessen Heimathland Hadeln, wie auch auf dessen Geschäftsreisen zur Hebung der königlichen Gefälle öfter begleitete und ihm dabei Beistand leisten durfte [1]). Wie sehr er selbst die nachtheiligen Folgen einer auf einen engen Kreis eingeschränkten Erziehung fühlte, hat er selbst viel später in einem sehr schönen Briefe an Fr. H. Jacobi vom 21. Nov. 1811 [2]), der uns überhaupt tiefe Einblicke in seine eigne Selbstbeurtheilung thun lässt, mit vielleicht zu schmerzlicher Empfindung ausgesprochen. „Eine grosse Absonderung von der Welt in einem kleinstädtischen Städtchen", schreibt er dem väterlichen Freunde, „eine Beschränkung von den allerersten Jahren auf den Umfang des Hauses und Gartens, gewöhnten mich den Stoff für die unersättlichen Bedürfnisse meiner kindischen Phantasie nicht aus dem Leben und der Natur, sondern nur aus Büchern, Kupferstichen und Gesprächen zu nehmen." Diese Abwendung von der wirklichen Welt und den realen Verhältnissen, die, wie er sich bitter beklagt, noch lange als die Folge einer zu einseitigen Erziehung bei ihm vorgeherrscht hat, scheint in seinen spätern gelehrten Forschungen eine um so kräftigere Reaction zu dem Streben nach einer möglichsten Vergegenwärtigung und Veranschaulichung auch der entlegensten Zeiten und Verhältnisse hervorgerufen zu haben.

Die erste Entfernung vom elterlichen Hause ist dem jungen Niebuhr ungemein schwer geworden: es war sein dreimonatlicher Aufenthalt auf der Handelsakademie des Professor Büsch in Hamburg, vom Juli bis October 1793. Er wohnte im Hause des väterlichen Freundes, konnte sich aber durchaus nicht in den dort herrschenden Ton und die Sitten des häuslichen

---

1) Lebensnachrichten I, 6. 20.

2) Ebendas. I, 461 ff.

Kreises und Lebens finden und gewöhnen. In einigen uns vorliegenden Briefen spricht er sich mit grosser Betrübniss darüber aus. Er glaubt in der geringen Gelegenheit, Neues zu lernen, keinen Ersatz für die Entbehrung eines edlen und bildenden Umgangs zu finden: er klagt gradezu (in einem Briefe vom 8. Juli 1793) „über den Stillstand oder vielleicht Rückgang seiner litterarischen Kenntnisse, über die Schwermuth, die aus seiner Isolirung entstehe und seinem Körper wie seiner Seele verderblich werde“. Ohne Zweifel ist ein Theil dieser Klagen auf jene übergrosse Reizbarkeit zu schieben, welche ihm das Widerwärtige in zu grellem Lichte erscheinen liess. Aber gewiss war auch die in ihrer Art zweckmässig angelegte Anstalt [1]) nicht für junge Leute von Niebuhr's ungewöhnlicher und vielseitiger Vorbildung geeignet. Um so angenehmer berührt uns Boie's Urtheil in einem Briefe vom 5. Sept. 1793 an seinen Schwager J. H. Voss [2]): „Der junge Niebuhr kam am Dienstage zurück und hat durch seine Reise in aller Absicht an Selbständigkeit, äusserer und innerer Ausbildung gewonnen, welches mich um desto mehr freut, als die Reise eigentlich auf meinen Antrieb unternommen wurde. Sein Hauptumgang ist Klopstock gewesen.“ Wir wissen, ein wie dankbares Andenken Niebuhr dem edlen Dichter für seine Güte gegen den unerfahrenen Jüngling in treuem Herzen bewahrt hat.

Mit verdoppelter Lust nahm er in dem letzten Winter im elterlichen Hause seine historischen und philologischen Studien wieder auf; auch war sein Interesse schon damals, wohl zumeist durch Boie angeregt, in hohem Grade der in voller Herrschaft stehenden kritischen Philosophie zugewandt, von der sein tiefer Wahrheitsdrang sich Aufschlüsse für die wich-

---

[1]) Vgl. darüber meine Schrift: „Die ehemalige Handelsakademie des Professors J. G. Büsch und die Zukunft des akademischen Gymnasiums in Hamburg“, Hamb. 1865.

[2]) A. a. O., S. 105.

tigsten Fragen versprach. Bei der Berathung über die Universität, die er Ostern 1794 beziehen sollte, hatte daher Boie vorzugsweise Königsberg empfohlen, damit er „zu den Füssen Plato-Kant's“, wie dieser sich ausdrückt, noch aus seinem Munde unmittelbare Belehrung schöpfen möchte. Ihn selbst zog es am meisten nach Göttingen, von wo Heyne, durch Freunde auf den strebsamen Jüngling aufmerksam gemacht, ihm schon Beweise wohlwollender Theilnahme gegeben hatte. Doch entschied der Wunsch des Vaters für Kiel, wo er in dem Kreise ihm nahe befreundeter Männer auch für die Gemüthsbedürfnisse des Sohnes reichere Befriedigung finden zu können hoffte.

Aus den Studien- und Wanderjahren: Kiel, Kopenhagen, London und Edinburg 1794—1799.

Die Hoffnungen des Vaters auf den Kieler Aufenthalt gingen in erfreuliche Erfüllung: Niebuhr hat auf der Kieler Universität zwei glückliche Jahre in heitrer Gemüthsstimmung und vielseitig lebendiger Anregung verlebt. Leider ist der grösste Theil seiner Briefe an die Eltern aus dieser Zeit verloren gegangen; aus den erhaltenen so wie aus den wenigen an den Grafen Adam Moltke vom April bis October 1795 gerichteten spricht eine grössere Zufriedenheit mit seiner Lage als in den meisten andern Perioden seines Lebens. Er gibt uns ein ansprechendes Bild von den Freunden, mit denen er gern verkehrte[1]), und fühlt sich besonders durch die liebevolle Theilnahme des alten Professor und Archiater Hensler beglückt, in dessen Hause er die angenehmsten Stunden verlebte und die erste Bekanntschaft mit dessen früh verwittweter

[1]) Lebensnachrichten I, 51.

Schwiegertochter, der Frau Doctor Hensler, geb. Behrens, der vertrautesten Freundin seiner spätern Lebensjahre, anknüpfte. Doch wenn der väterliche Freund den strebsamen Jüngling am liebsten zum Naturforscher ausgebildet sehen möchte, so äussert er selbst doch in richtigerer Erkenntniss seiner Anlagen in einem Briefe an die Eltern vom 16. November 1794 [1]): „Wenn mein Name je genannt werden sollte, wird man mich als Geschichtschreiber und politischen Schriftsteller, als Alterthumsforscher und Philologen kennen." Von den Vorlesungen an der Universität hörte er besonders historische bei Hegewisch, juristische bei Cramer, philosophische bei Reinhold. Aus den ersten glaubte er, was bei den umfassenden Kenntnissen, die er mitbrachte, nicht zu verwundern ist, nicht viel Nutzen gewonnen zu haben, und von den juristischen urtheilt Savigny [2]) nach Einsicht einiger bei Cramer nachgeschriebenen Collegienhefte, dass er durch sie in der Rechtskenntniss nicht sehr gefördert sein könne, sondern dieselbe bei ihm grösstentheils auf eignem Studium beruht habe. Die Vorträge Reinhold's, der Ostern 1794 als Professor der Philosophie nach Kiel berufen war, zogen ihn in hohem Grade an: von ihm angeregt, wandte er sich einem sehr eifrigen Studium der kritischen Philosophie zu. Seine Bestrebungen in dieser Richtung wurden noch besonders angefeuert durch die persönliche Bekanntschaft, welche er um diese Zeit mit Friedrich Heinrich Jacobi machte, und welche von grossem Einfluss auf sein ganzes Leben geblieben ist.

Jacobi hatte ihn zuerst im Hensler'schen Hause in Kiel gesehen [3]) und Niebuhr mit Begierde die Erlaubniss benutzt, ihn in Eutin zu besuchen. Ueber die Art dieses Verkehrs spricht er sich selbst in dankbarer Erinnerung viel später in dem schon

---

[1]) Lebensnachrichten I, 61.

[2]) Ebendas. III, 356.

[3]) J. schreibt 23. Sept. 1795 an die Doctorin Reimarus in Hamburg: „Ich habe in Kiel einen höchst interessanten Jüngling, des arabischen Niebuhr Sohn, gesehn." (Handschriftlich.)

angeführten Briefe an Jacobi vom 21. Nov. 1811 aus [1]): „Mir ist es sehr gegenwärtig — Ihnen kann es das nicht sein —, wie in den Jahren warmer Jugend, als ich Ihres Wohlwollens froh zu Ihren Füssen sass, Sie die Träume anhörten, wie ich mir Herstellung der Geschichte des Alterthums durch meine Hand möglich dachte und Sie dazu aufmunterten", und weiter: „Sie kennen zu lernen, Sie zu sehn und zu hören, gehörte zu den Seligkeiten der wenigen Jahre einer früher nicht immer glücklichen Jugend, welche ich in trunkenen Glücksträumen und wie in einem irdischen Himmel verlebte." Diese begeisterte Anhänglichkeit an Jacobi hat Niebuhr sich bis zu dessen Tode (10. März 1819) bewahrt. Es war ihm eine grosse, obschon wehmüthige Freude, auf der Reise nach Rom im August 1816 den Freund seiner Jugend, der im 72. Jahre, nachdem er vor Kurzem die seit 1806 bekleidete Würde eines Präsidenten der königlich Baierischen Akademie niedergelegt hatte, in hohem Ansehn in München lebte, nach so vielen Jahren wieder zu begrüssen. Elf Tage verweilte er in München und sah Jacobi täglich in vertraulicher Unterhaltung. Er berichtet darüber an Nicolovius, der seit der Eutiner Zeit dem edlen Greise sehr nahe gestanden hatte [2]): „Was mich von hier mit Wehmuth scheiden lässt, ist die Trennung von Jacobi. — Sein Herz ist ganz frisch, sein Kopf nur in einzelnen Stunden so, wie wir ihn früher gekannt haben (J. war seit langer Zeit nie frei von nervösen Leiden und quälenden Körperbeschwerden). — Dass er einen Nachsommer lebt, worin eine helle Sonne nur in der Mittagsstunde durchwärmt und keine neue Vegetation mehr hervorzurufen vermag, empfindet er sichtbar mit einer Wehmuth, die den liebenden jüngern Freund noch mehr ergreift, als ihn selber." Ich erinnere mich, in späteren Jahren aus seinem Munde die Aeusserung gehört zu haben: dass unter allen Menschen, die er gekannt,

---

1) Lebensnachrichten I, 461 f.
2) Ebendas. II, 227.

Jacobi derjenige sei, dem zu einem vollkommenen Manne am wenigsten gefehlt habe. Damit übereinstimmend schreibt Niebuhr den 4. August 1795 nach einem längeren Zusammensein mit Jacobi seinem Freunde Moltke[1]): „Was den Menschen, seine Güte und Freundlichkeit, seine einzige Urbanität, seine Beredtsamkeit, die Grazie seines Wesens, die Fülle und den Strom seiner Rede betrifft, darüber, fand ich, haben zwar viele, die ihn kannten, sein Lob geredet, aber keiner zu viel: im Gegentheil, dies Alles, einzeln und im Ganzen, übertraf weit und weit jede Erwartung, die ich mir je gebildet hatte." Auch Lieber, der in Rom in bedrängter Lage bei Niebuhr eine so ungemein wohlwollende Aufnahme fand, führt eine ähnliche Aeusserung von ihm aus dem Jahre 1822 an[2]): „Jacobi war ein ungemein reiner Mensch. Er erschien mir immer wie ein Wesen aus einer bessern Welt, das nur auf kurze Zeit bei uns verweile. Es ist gut, dass solche Wesen hier von Zeit zu Zeit erscheinen; sie ermuthigen die armen Sterblichen."

In der Kieler Studienzeit hat Niebuhr auch den innigen Freundschaftsbund mit dem Grafen Adam Moltke geschlossen: er hat unter allen seinen Jugendfreunden seinem Herzen am nächsten gestanden. Die Reihe der Briefe an ihn, welche uns von Frühjahr 1795 bis zum Herbst 1812, wenn auch nicht in ununterbrochener Folge, im zweiten Bande der „Lebensnachrichten" erhalten sind, legen ein schönes Zeugniss dafür ab und gewähren uns einen besonders klaren Einblick in das innerste Geistesleben Niebuhr's und sein sichtlich fortschreitendes Reifen von jugendlicher Ueberschwänglichkeit zu männlicher Klarheit und Sicherheit. Graf Adam Moltke, elf Jahre älter als Niebuhr[3]), hatte sich beim Ausbruch der

---

1) Lebensnachrichten II, 12.

2) „Erinnerungen aus meinem Zusammenleben mit B. G. Niebuhr" von Franz Lieber, Prof. der Gesch. in Columbia, aus dem Englischen übersetzt von K. Thibaut (Heidelberg 1837), S. 128.

3) Er war 15. Januar 1765 in Odensee geboren, und starb in Lübeck 17. Juni 1843.

französischen Revolution mit jugendlichem Enthusiasmus ihren Ideen hingegeben und die ersten Jahre derselben in Paris verlebt: er war dort in persönliche Berührung mit hervorragenden Männern, wie Lafayette und Mirabeau, gekommen und hatte durch zeitweilige Verläugnung seines Adels sich mit seiner eignen Familie in Missverhältniss gesetzt. Nach seiner Rückkehr in die Heimath lebte er eine Zeit lang in Kiel, später auf seinem Gute Nütschau bei Oldesloe. Ich habe die Freude gehabt, mit dem trefflichen Manne, der sich in höherem Alter nach Lübeck zurückgezogen hatte, eine Reihe von Jahren bis an sein Lebensende in vertrautem Umgang zu leben. Die Erinnerung an seine Jugendfreundschaft mit Niebuhr und an die Gemeinschaft ihres idealen Strebens bildete den Lieblingsgegenstand seiner stets angeregten Unterhaltung.

Niebuhr hat den Grafen Moltke wahrscheinlich im Henslerschen Hause kennen gelernt, und ihr beiderseitiger Eifer für das Studium der Kantischen Philosophie und die von ihr gehoffte Geistesläuterung und sittliche Veredlung hat den Grund zu ihrer Freundschaft gelegt. Für Niebuhr ist es immer eine charakteristische Seite seiner philosophischen Bestrebungen gewesen, welche er noch lange mit grossem Ernste verfolgt hat: dass er den höchsten Werth jedes philosophischen Systems in dem Einfluss desselben auf die Sittlichkeit erkannte. Ich bin nicht im Stande, auf seinem spätern Lebensgange im Einzelnen die Wege nachzuweisen, die er zur Bekanntschaft mit der weitern Entwicklung der deutschen Philosophie verfolgt hat. Fremd ist ihm keine Richtung derselben geblieben; aber er hat sich mit keiner wieder näher befreunden können. Kant ist ihm immer auch um der sittlichen Strenge willen, die seine Philosophie durchdringt, ehrwürdig geblieben. Auf mich selbst hat es einen unvergesslichen Eindruck gemacht, dass er mir einst in seinem letzten Lebensjahre in Bonn die Amsterdamer Ausgabe von 1677 von Spinoza's Opera posthuma (die Ethica und Politica enthaltend) zum Geschenke machte und dabei mit bewegter Stimme sagte: „er verdanke

für seine sittliche Ausbildung keinem Buche mehr, als der Lectüre dieses Werkes". Besonders deshalb ist mir diese Aeusserung sehr merkwürdig gewesen, weil seine religiöse Denkweise, wenigstens in späteren Jahren, einer pantheistischen Weltanschauung abgewandt war. Auch finde ich in den „Lebensnachrichten" nur ganz vereinzelte Erwähnungen eines Interesses für Spinoza[1]). Ueberhaupt scheint er bei dem lebhaften Antheil, den er in frühern Jahren an philosophischer Speculation genommen hat, nicht das Bedürfniss gehabt zu haben, dieselbe in sich systematisch abzuschliessen. Mit grossem Interesse hat er im Winter von 1811 auf 1812 Schleiermacher's Vorlesungen über die Geschichte der Philosophie gehört; er schrieb darüber [2]): „Ich bin überzeugt, dass keine andere Universität in Deutschland etwas Aehnliches hat." Wenn es auch richtig sein mag, was er in Rom einmal gegen Lieber äusserte [3]): „Ich habe es aufgegeben, metaphysische Bücher zu lesen"; so darf ich doch aus eigner Erfahrung bezeugen, dass er sich in einer spätern Lebensperiode vorzugsweise zu Aristoteles hingezogen fühlte und oft mit dem Studium seiner Schriften beschäftigt war. Sein innig vertrautes Verhältniss zu Brandis gab dazu nähere Veranlassung: ich selbst habe das Glück gehabt, im Winter 1827 auf 1828 mit beiden Männern einen Theil der aristotelischen Politik zu lesen.

Wir wissen, wie unerwartet seine Studienjahre in Kiel im März 1796 durch die Aufforderung des dänischen Finanzministers, Grafen Schimmelmann, bei ihm als Privatsekretär einzutreten, unterbrochen wurde. Die nun folgenden viertehalb Jahre seines Lebens von seinem zwanzigsten bis in sein vierundzwanzigstes Jahr, von denen er zwei in Kopenhagen und 15 Monate (vom Juli 1798 bis zum Herbst 1799) in London und Edinburg zubrachte, sind für seine innere und äussere Ausbildung von grösstem Einfluss gewesen. Die

---

1) Z. B. Bd. I, S. 48 u. 244.
2) Lebensnachrichten I, 460.
3) A. a. O., S. 125.

ersteren haben ihn durch praktische Betheiligung, wie durch beobachtende Anschauung in ein mannichfaches Geschäftsleben eingeführt; der Aufenthalt in Grossbritannien hat ihm eine so gründliche Einsicht in die öffentlichen und privaten Verhältnisse dieses Landes verschafft, wie sie wenige Fremde sich jemals erworben haben. In beiden Lebenslagen vereinigten sich für ihn günstige Umstände und glückliche persönliche Beziehungen mit seinem eignen eifrigsten Streben: mit dem offensten Blick, einer bewunderungswürdig leichten Auffassung und dem rastlosesten Fleisse. Aber sich selbst genügte er auch durch die treueste Pflichterfüllung und die unverkennbarste Förderung seiner Ausbildung nicht.

Für unsre Kunde über seinen zweijährigen Kopenhagener Aufenthalt sind wir lediglich auf seine eignen Briefe und die wenigen Tagebuchblätter, welche in den „Lebensnachrichten“ mitgetheilt sind[1]), angewiesen. Er hat in dieser Periode in dem Bewusstsein der reichen Gaben, mit denen seine Natur ausgestattet war, schwere Kämpfe mit sich zu bestehen gehabt über die Wege, die er zu ihrer würdigsten Verwendung einzuschlagen, über die Ziele, die er nach der Eigenthümlichkeit seiner Anlagen zu erstreben habe. So glücklich er sich Anfangs in dem Verhältniss zu dem Grafen Schimmelmann fühlte, der ihm das grösste Vertrauen und Wohlwollen schenkte, so konnte er sich doch mit seinem tief innerlichen Wesen nicht in die Sitte des Hauses, welche oft eine glänzende und geräuschvolle Geselligkeit mit sich brachte, hineinleben. Nachdem er zum Winter eine eigne Wohnung bezogen, mehr noch, als er im folgenden Frühjahr auf des Grafen Bernstorff freundliches Anerbieten und mit Schimmelmann's Zustimmung die Stelle eines supernumerären Sekretärs an der königlichen Bibliothek angetreten hatte, gewann er wieder Zeit für seine eignen Studien, die ihm ein nie zu unterdrückendes Bedürfniss waren, und verfolgte sie mit Anstrengung aller seiner

[1]) Lebensnachrichten I, 148—157.

Kräfte. Zu den jüngern Freunden, mit denen er damals verkehrte, gehörte auch der Dichter Baggesen, der mit ihm ein lebhaftes Interesse für die philosophische Bewegung der Zeit theilte. Von seiner eignen Theilnahme für diese, wie für die wichtigeren Erscheinungen der deutschen Literatur gibt u. A. ein Brief an Moltke vom 9. Dezember 1796 [1]) ein interessantes Zeugniss. Er war, wie das in den Kreisen, in denen er gelebt hatte und zum Theil noch lebte, fast allgemein der Fall war, über den kühnen Streifzug der Xenien in Schiller's Musenalmanach von 1797 aufs tiefste indignirt und ruft in heftigem Schmerze darüber aus: „Schiller und Goethe sind schlimmer als todt! — O gestehe es, Moltke, die Blüthe unserer Literatur ist dahin!“ Diese hoffnungslose Stimmung des zwanzigjährigen jungen Mannes hat bald einer ruhigeren Auffassung Platz gemacht; im Ganzen aber war er in der ersten Kopenhagener Periode bei häufigem körperlichem Unwohlsein zu einer trüben Welt- und Lebensansicht geneigt. Es war daher eine glückliche Wendung seines Geschickes, dass er bei einem längeren Besuch in der Heimath im Spätsommer 1797 die tiefe Neigung für die jüngere Schwester seiner Freundin Hensler, die Tochter des Landvogtes Behrens in Heide, fasste und sich mit der vollen Zustimmung der beiderseitigen Eltern schon damals, wenn auch mit der Aussicht, sich erst nach einigen Jahren verheirathen zu können, mit ihr verlobte. Möge die ihm nun zwiefach verbundene Freundin über das erfreuliche Ereigniss ihr Urtheil aussprechen, das sich durch die glücklichste Ehe voll bewährt hat [2]): „Ihre Anmuth, ihre reine Seele, ihr klarer Geist und die Anspruchslosigkeit ihres ganzen Wesens fesselten ihn täglich mehr. Amaliens Herz sprach nicht minder stark für ihn. Beide wurden einig, ihr Lebensschicksal mit einander zu theilen, und erhielten dazu die Einwilligung der Eltern.“

Niebuhr brachte noch einige glückliche Wochen in Hol-

---

1) Lebensnachrichten II, 22 ff.

2) Ebendas. I, 77.

stein zu, während welcher mit dem Vater der Plan zu der Reise nach England und Schottland für das nächste Jahr festgestellt wurde. Ueber den Eindruck, den seine Persönlichkeit zu dieser Zeit auf unbefangene und klarblickende Beobachter machte, führe ich das Zeugniss von Nicolovius an, der im Herbste 1797 seine Bekanntschaft im Jacobischen Hause in Eutin gemacht hatte. „Mir ist kein Beispiel bekannt", schreibt er einem Freunde [1]), „von solchen Talenten und solchem Fleiss, verbunden mit offenem Sinn und völliger Unbefangenheit. Seine Seele gleicht einer Biene: alles Schöne unsrer reichen Zeit sammelt sie ein und berührt kein Gift. Er steht unbefleckt da und leuchtet und weiss es nicht. Er hat uns Allen wohlgethan."

Wenige Wochen nach seiner Verlobung kehrte Niebuhr nach Kopenhagen zurück und lebte den folgenden Winter, während er seine Geschäfte an der Bibliothek gewissenhaft wahrnahm, mit grossem Fleiss seinen Studien. Wie er selbst froh und hoffnungsvoll gestimmt war, hatte er auch Freude an einem mehr als früher belebten Umgang. Unter den Männern, die er gern und häufig sah, war es besonders der portugiesische Gesandte Souza, mit dem eine Empfehlung Jacobi's ihn bekannt gemacht hatte. „Sein treffliches Herz und sein grosser Verstand, seine ausgebreiteten Kenntnisse und Verbindungen machen ihn zum liebenswürdigsten Gesellschafter — nach oder neben Jacobi —, den ich kenne", schreibt er den 27. Februar 1798 an seine Eltern [2]). Graf Schimmelmann hatte Niebuhr stets das wärmste Interesse bewahrt und nach verschiedenen Seiten Gedanken für seine künftige Verwendung im dänischen Staatsdienste erwogen. Unter Anderm war auch von einer Professur in Kiel die Rede gewesen, die seinen eignen Wünschen am meisten entsprochen hätte, für die aber damals noch die Vakanz fehlte, während

[1]) Denkschrift auf G. H. L. Nicolovius von Alfred Nicolovius (Bonn 1841), S. 104.

[2]) Lebensnachrichten I, 140.

sein Vater ihn am liebsten für diplomatische oder andre Staatsgeschäfte bestimmte.

Mit frohen Aussichten verliess er daher im April 1798 Kopenhagen, verlebte noch drei schöne Monate in Holstein mit seiner Braut und seinen Eltern, und schiffte sich gegen Ende Juni nach London ein. Ueber seinen dreimonatlichen Aufenthalt in England und den fast zwölfmonatlichen in Edinburg, dessen Zwecke und Erfolge oben angedeutet sind, geben uns seine fleissigen und eingehenden Briefe an seine Braut [1]) willkommenen Aufschluss. Es herrscht in ihnen bei weitem vorwiegend ein frischer Lebensmuth [2]): er erkennt den grossen Gewinn aus seinen neuen Umgebungen und Beschäftigungen für seine ganze Ausbildung, insbesondere für die Schärfung seiner Beobachtung der realen Lebensverhältnisse, dankbar an; er betrachtete sich Land und Leute mit empfänglichem Sinne auf Ausflügen, die er in die nähere und fernere Umgegend machte und über die er anschaulich berichtete. Er erfreut sich eines ausgebreiteten Umgangs mit bedeutenden Männern, zu welchen ihm die hohe Achtung, in welcher der Name seines Vaters stand, die Wege leicht eröffnete. Er selbst erzählte in der Einleitung zu den Vorträgen über die französische Revolution im Sommer 1829 [3]), dass er in England einige Zeit unter den verschiedenen Factionen der französischen Emigrirten gelebt hat: „Dort sah ich die Hofleute des alten Régime, die Männer, die die Revolution anfingen, die bald wieder abtraten, die es aushielten bis zum 5. October, kurz Männer von allen Parteien: sie waren im Ganzen mittheilend und herzlich.“ In seinen Briefen nennt er Mallet du Pan unter den Emigrirten, die er öfter gesehen. Ich erinnere mich, dass er auch den Grafen Monlosier zu seinen Bekannten aus der englischen Zeit zählte. In London wurde

[1]) Lebensnachrichten I, 173—261 vom 7. Juli 1798 bis zum 22. October 1799.

[2]) Vgl. namentlich S. 190.

[3]) Geschichte des Zeitalters der Revolution I, 40.

er auch mit dem dänischen Legationssekretär Schönborn, einem Manne von tiefem Geiste und ausgebreiteten Kenntnissen, der von 1773 bis 1777 als Consulatssekretär in Algier gelebt hatte, bei seiner Durchreise dorthin in Frankfurt mit Goethe und dessen Eltern vertraute Bekanntschaft gemacht hatte, und sich gelegentlich durch poetische und philosophische Erzeugnisse in Zeitschriften an der Literatur betheiligte [1], obgleich Niebuhr dreissig Jahre jünger war, herzlich befreundet; ein Verhältniss, das bis zu Schönborn's Tode (1817) fortbestanden hat. Ueberhaupt aber hatte dieser so lehrreiche Aufenthalt in England und Schottland auch die wohlthätige Folge für ihn, dass er bei aller Achtung vor der Tüchtigkeit und Solidität des englischen Wesens die Vorzüge deutscher Sitten und Bildung gerechter beurtheilen lernte. „Das Diner der Gesellschaft der Wissenschaften“, heisst es in einem Schreiben aus London vom 21. Juli 1798, „entsprach völlig dem Urtheil, welches oft über solche Zusammenkünfte ausgesprochen worden ist: es war ein Schmaus und das Gespräch äusserst gleichgültig; in der That unter Dem, was wir in Deutschland in einer Gesellschaft von Gelehrten alltäglich finden würden. Wir müssen uns nicht Unrecht thun; es ist unsre Schuld, dass wir nicht edler sind, als wir uns im Ganzen finden, aber ob das Gute und Schöne hier (in England) in mehr Herzen einen Tempel findet, ist eine grosse Frage.“ „Deutschland als Provinz der Gelehrten“, schreibt er den 15. Januar 1799 [2],

---

[1] S. über ihn: „Schönborn und seine Zeitgenossen“ (Hamburg bei Friedr. Perthes [von Rist, aber ohne seinen Namen erschienen] 1836), worin u. A. ein „Gesammtbrief“ von Klopstock, F. L. Stolberg, J. H. Voss und andern Freunden und Freundinnen im August 1776 von Kiel nach Algier gesandt (S. 40 ff.), und mehrere Briefe von Goethe und dessen beiden Eltern (S. 53 ff.) von Interesse sind. Auf die Nachricht von seinem Tode schrieb Niebuhr 8. März 1817 in Rom (Lebensnachrichten II, 301): „Schönborn nicht wiederzusehen, erwartete ich. Auch da ist ein schönes Leben durch Schicksale grösstentheils nutzlos geworden. Es war noch mehr im innern Kern als in Laub und Blüthen.“

[2] Lebensnachrichten I, 220.

„wird mir im Ausland lieber, obgleich ich bei jedem Schritte erinnert werde, wie tief wir als Nation schlafen. Die unmittelbare Bekanntschaft mit der englischen Literatur gibt mir eine vollkommene Ueberzeugung, dass wir in dem gegenwärtigen Zeitpunkt fast in jedem Theile derselben einen entschiedenen Vorzug fordern dürfen, und dieser Vorzug wird von vielen, besonders von den ausgezeichneten jungen Männern, und selbst von ältern Gelehrten freimüthig eingestanden."

Später in jenem inhaltreichen Briefe an Jacobi (vom 21. Nov. 1811), in welchem er seine Confessionen zu geben verheisst, spricht er sich über die Wirkung dieser funfzehn Monate in Grossbritannien auf seine Geistesrichtung, nachdem er das Unbefriedigende der voraufgehenden Kopenhagener Periode bitter beklagt hat, so aus [1]): „Eine Reise über die See, der Aufenthalt unter einer gemessen denkenden und entschlossen handelnden Nation, die gezwungene Beschäftigung mit allen hier durch Vollendung und Zweckmässigkeit so veredelten Objecten des Lebens half mir nun freilich in die reale äussere Welt hinein und machte mich für Vieles sehend. Ich habe mich damals für die Imagination abgetödtet und eine lange Zeit gleichsam diätetisch in einer völligen Abhängigkeit von der realen Wirklichkeit gelebt. Aber damit war ich noch nicht auf die Strasse des innerlichen wahren Lebens gekommen."

So urtheilte er selbst über sich, der bei der Reinheit seines Strebens und der Strenge der Forderungen, die er an sich stellte, stets das Fehlende schärfer erkannte, als das Erreichte. Wie er Andern und den besten unter ihnen erschien, als er im Herbst 1799 aus Schottland zurückkehrte, möge ein Wort eines edlen Mannes und scharfen Beobachters, der in einer vielfach wechselnden diplomatischen Laufbahn sich Welt- und Menschenkenntniss gewonnen hatte, wie wenige, J. G. Rist's, des Freundes von Fr. Perthes, bezeugen: „Ob ich

---

[1]) Lebensnachrichten I, 464.

selbst", schreibt dieser gleich nach Empfang der Nachricht von Niebuhr's Tode im Januar 1831 [1]), „bei täglicher Berührung mit dem leidenschaftlichen, geistreichen, zartbesaiteten und auch wohl ein wenig verzogenen Freunde ein stets ungetrübtes Verhältniss zu ihm hätte behaupten können, weiss ich nicht; das aber weiss ich, dass ich von keinem lang entbehrten Freunde so überraschend angenehm angesprochen worden bin, als von ihm, als ich vor anderthalb Jahren (bei N.'s Besuch in Holstein im Sommer 1828) nach vieljähriger Trennung seine liebenswürdige kindliche Art, seine unbefangene Heiterkeit, das alte ungeschwächte Vertrauen, die volle Elasticität des Geistes der früheren Jahre wiederfand. Seine unermessliche Ueberlegenheit habe ich schon vor 32 Jahren [2]), als wir beide in der ersten Jünglingsblüthe standen, bewundernd anerkannt; höher aber noch stand mir bei unserem letzten Zusammentreffen die bewahrte Reinheit und Unschuld, der kräftige sich vor Aeusserem nicht beugende Sinn, durch die wir als Jünglinge zu einer Zeit, in welcher ich ihm in nichts anderem Bescheid thun konnte, unsere Berührung fanden." Ich habe die ganze Stelle ausgehoben, weil aus ihr auf Niebuhr's Persönlichkeit, auch wie sie in späteren Lebensjahren sich zeigte, ein wohlthuendes Licht fällt.

Wohl dürfen wir, ohne Widerspruch zu befürchten, aussprechen, dass Niebuhr in seinem vierundzwanzigsten Jahre seine sechsjährigen Lehr- und Wanderjahre mit einer Reife des Geistes, einem Ernste des sittlichen Strebens, einer Vielseitigkeit des Wissens, einer auf Anschauung und Erfahrung gegründeten Einsicht in Staats- und Lebensverhältnisse abschloss, wie sie auch bei den begabtesten jungen Männern selten zu finden sein wird. „Er hatte an Heiterkeit, Männ-

---

1) Friedr. Perthes' Leben III, 354.

2) Rist war 1797 an Niebuhr's Stelle als Sekretär bei dem Grafen Schimmelmann eingetreten, und auf diesen Zeitpunkt bezieht sich ohne Zweifel die obige Angabe.

lichkeit und Vertrauen auf seine Kräfte sehr gewonnen; er hatte gelernt, nicht durch Ueberspannung seiner geistigen Thätigkeit eine Erschlaffung herbeizuführen, welche ihn oft gelähmt und muthlos gemacht hatte: seine Stimmung und seine Thätigkeit waren gleichförmiger geworden", so versichert uns aus dieser Zeit die treue Freundin, welche ihn damals am nächsten zu beobachten Gelegenheit hatte [1]). Denn nach seiner Rückkehr aus Schottland im November 1799 musste er des äusserst strengen Winters wegen, der die Communication mit Dänemark erschwerte und unterbrach, länger als es seine Absicht war, in seiner Familie verweilen. Wenn er auch wegen Mangels an Büchern und bei dem wechselnden Aufenthalt bei seinen Eltern, bei seiner Braut und bei Freunden grössere Arbeiten nicht unternehmen konnte, „so las er doch viel, verarbeitete seine in Grossbritannien eingesammelten Kenntnisse und studirte Manches, was er als Vorbereitung zu seiner künftigen Amtsführung ansah."

Mit freudigem Muthe kehrte er im April 1800, gerade zwei Jahre, nachdem er es verlassen, nach Kopenhagen zurück, von Graf Schimmelmann und einigen näheren Freunden auf das herzlichste empfangen und von dem Kronprinzen, der seit 1784 an Stelle seines schwachsinnigen Vaters Christian VII. die Regierung führte, mit Wohlwollen aufgenommen, wurde er schon nach einigen Wochen in die verschiedenen Aemter berufen, die ihn in den dänischen Staatsdienst eingeführt haben [2]). Unmittelbar nach erfolgter Ernennung eilte er nach Holstein zurück und vollzog im Mai 1800 seine Verheirathung. Im Juni reiste er mit seiner jungen Frau nach Kopenhagen, das bis zum Herbst 1806 sein Wohnort bleiben sollte, und trat den 1. Juli seine amtlichen Geschäfte an.

---

1) Lebensnachrichten I, 264.

2) Vgl. oben S. 5.

Aus der Zeit seiner amtlichen Thätigkeit in Kopenhagen. Juli 1800 bis September 1806.

Es ist nicht die Absicht dieser Erinnerungsblätter, Niebuhr's amtliche Wirksamkeit, weder in seiner angesehenen Stellung in Kopenhagen, noch in den wichtigen Aemtern, die er später im preussischen Staatsdienste bekleidet hat, eingehend zu schildern und zu beurtheilen. Mir selbst liegen die dazu in Betracht kommenden Verhältnisse zu fern, als dass ich mir ein selbständiges Urtheil über Geschäfte und Leistungen erlauben dürfte, zu deren Würdigung eben so viel theoretische Kenntniss, wie praktische Erfahrung erforderlich ist. Ueber die zweite Kopenhagener Periode enthalten die „Lebensnachrichten" sowohl in den vortrefflichen Aufzeichnungen der Hensler, wie in den eignen Briefen Niebuhr's so viel Erläuterndes und Belehrendes, dass wir uns durch sie von der Bedeutung und dem Umfang seiner Thätigkeit eine genügende Vorstellung machen können. Ich habe daher den kurzen Angaben der obigen Lebensskizze, welche die in seinen amtlichen Verhältnissen eingetretenen Veränderungen und die wichtigsten Ereignisse, welche sein damaliges Leben berührten, verzeichnet haben, nichts Wesentliches hinzuzufügen [1]). Einen wie schmerzlichen Antheil er an dem Schicksale Kopenhagens während des englischen Bombardements im März 1801 nahm, davon geben seine anschaulichen Berichte an die Hensler [2]) und an den Grafen Moltke [3]) einen sprechenden Beweis. Was uns bei dem näheren Einblick in diese zweite Kopenhagener Zeit am meisten mit Bewunderung erfüllt, das ist die ausserordentliche Arbeitskraft, welche Niebuhr auch bei seiner eigenen nicht un-

---

[1]) Vgl. S. 6f.

[2]) Lebensnachrichten I, 288 ff.

[3]) Ebendas. II, 38. 39.

gestörten Gesundheit und bei manchen Sorgen, welche wiederholte Kränklichkeit seiner Frau ihm verursachte, damals bewiesen hat. Denn während der Umfang seiner Geschäfte in beständigem Zunehmen war und er sich ihnen mit der strengsten Gewissenhaftigkeit hingab [1]), fand er Zeit zu den umfassendsten und gründlichsten wissenschaftlichen Arbeiten. Wir vernehmen über diese die genauesten Mittheilungen in den Briefen an Moltke, dem er in dem Gefühl, dass er eine Arbeit von bleibendem Werthe unternommen habe, näheren Bericht erstattet [2]). „Ich erforsche mit der gespanntesten Anstrengung", schreibt er im Mai 1804, „die Römische Geschichte von ihrem ersten Anbeginn bis zu den Zeiten der Tyrannei, in allen Denkmälern der alten Schriftsteller, deren ich habhaft werden konnte." Es waren vor Allem die Untersuchungen über die Ackergesetze, die Landanweisungen und den Landbesitz im römischen Staate, welche ihn damals beschäftigten und welche den Ausgangspunkt des grossen Werkes seiner Römischen Geschichte gebildet haben. Zugleich ist es höchst anziehend, zu sehen, mit wie herzlicher Theilnahme er den Freund, der um diese Zeit mit seiner zweiten Gattin eine längere Reise nach Rom und Italien machte, begleitete, wie er mit der sicheren Kunde, die er durch die aufmerksamste Lectüre sich auch von den Ländern, die er nicht selbst gesehen, gewonnen hatte, ihm Rath für den Besuch von weniger bekannten Orten und Gegenden ertheilt [3]), und wiederum wie er ihn um die Ausführung einiger Wünsche für seine Studien bittet, um mehrere bestimmte Münzen und um einen Abdruck der vor kurzem aufgerollten herkulanensischen Papyrusrollen.

Nach einer ganz andern Seite hin wandte er im Winter 1802—3 seine gelehrte Thätigkeit. Um seinen hochbejahrten

1) Vgl. darüber Lebensnachrichten I, 279.

2) Lebensnachrichten II, 44 ff.; vgl. auch I, 278.

3) S. 45, insbesondere über Ravenna und den klassischen Boden von Samnium.

Vater zu erfreuen, nahm er das lange vernachlässigte Studium des Arabischen wieder auf und überraschte ihn zu seinem siebzigsten Geburtstage, 17. März 1803, mit der Uebersetzung eines Theils von El Wakedi's Geschichte der Eroberung von Asien unter den ersten Kalifen, aus einem Manuskript der Kopenhagener Bibliothek [1]). Eben so liess er es sich angelegen sein, jede Gelegenheit, welche ihm seine Stelle in der Afrikanischen Consulats-Direction darbot, zu benutzen, um von Eingebornen aus Marokko und den Barbareskenstaaten Nachrichten über den Orient einzuziehen und durch ihre Mittheilung dem greisen Vater Freude zu machen [2]).

Sowohl aus den Mittheilungen seiner Freunde, wie aus den eignen Aeusserungen seiner Briefe dürfen wir uns die Vorstellung bilden, dass Niebuhr namentlich in den ersten Jahren seiner Ehe in Kopenhagen ein zwar gesellig zurückgezogenes, aber heiteres und innerlich sehr befriedigtes Leben führte. So eifrig er auch seine Geschäfte und seine Studien betrieb, so widmete er sich doch namentlich in den Abendstunden regelmässig der Unterhaltung mit seiner Frau, die alle seine Interessen theilte, und suchte ihr, da sie an Augenschwäche litt, durch Gespräch und Vorlesen ihren Zustand zu

---

1) Lebensnachrichten I, 277; II, 347. Den Freunden Niebuhr's wird es von Interesse sein, zu erfahren, dass diese Uebersetzung 1846 im Verlag des Rauhen Hauses zu Hamburg mit einigen Bemerkungen und der Widmung an seinen Vater durch Dr. Mordtmann veröffentlicht ist. Ich lasse den Eingang der letztern hier folgen: „Das Gefallen an meinem Unternehmen, die Arabische Sprache zu erlernen, welches Sie, liebster Vater mir zu erkennen gegeben, hat meinen Fleiss angetrieben, so wie der Wunsch, den Sie schon seit meinem Knabenalter hegten, dass ich morgenländische Sprachen erlernen möchte, zunächst nach dem Interesse, welches für die Nationen des Orients durch Ihre Reisen entstanden war, den erst jetzt ausgeführten Vorsatz immer als eine einmal zu erfüllende Pflicht vor meinen Augen erhielt." Von weiteren Plänen ähnlicher Art wurde er durch die Vermehrung seiner Geschäftsarbeiten abgehalten: vgl. die Biographie des Vaters S. 67 in den Kleinen Schriften, Bd. I.

2) Ebendas. I, 308 ff.

erleichtern [1]. „Das waren glückliche Jugendzeiten", schreibt er aus Rom den 16. Mai 1818 im Rückblick auf diese Jahre, „wie wir damals ganz ausserhalb der Welt lebten! Ein Tag verging wie der andere, und doch jede Minute voll Leben und Beschäftigung!" Auch seine eigne Gesundheit war in den ersten Jahren nach seiner Rückkehr aus England recht gut [2]. Mit um so grösserem Befremden werden wir daher die traurige Schilderung lesen, welche der bekannte französische General Philippe de Ségur, Napoleon's General-Quartiermeister im russischen Feldzuge, von Niebuhr's äusserer Erscheinung und Lebensweise, als er im September 1801 in Kopenhagen seine Bekanntschaft machte, entwirft. Sie findet sich in dessen kürzlich erschienenen Memoiren, die er in hohem Alter abgefasst hat. Das Buch selbst ist mir nicht zugänglich gewesen; aber in der Revue des deux mondes [3] findet sich ein Auszug der betreffenden Stelle, deren Mittheilung nicht ohne Interesse sein wird. Ségur begleitete den General Macdonald auf dessen diplomatischer Mission nach Kopenhagen im Herbst 1801 und war Niebuhr vorgestellt worden. „Ce lui fut comme une apparition", erzählt der Berichterstatter Herr St. René-Taillandier, „dont le souvenir se grava dans son esprit. Il le montre pâle, faible, malade, presque aveugle à force de travail, la moindre lumière l'éblouissait. — C'était donc quand la nuit suspendait ses travaux que j'allais rechercher son entretien. J'entrais à tâtons jusqu'au fond de sa retraite, où j'avais peine à le découvrir à la lueur pâle d'un seul flambeau au milieu d'infolios et de manuscrits poudreux, dont il était environné: sa chambre en était comble. Nos entretiens quelquefois l'en distrayaient: nous gagnions tous deux à cet approchement, moi de la science, lui du repos; c'était ce qui nous manquait à l'un et à l'autre." Offenbar hat dem Verfasser seine lebhafte Phantasie

---

1) Lebensnachrichten I, 274. 275.
2) Ebendas. S. 280.
3) Vom 15. Februar 1875, S. 841.

fast sechzig Jahre nach jener Zusammenkunft die Wirklichkeit bedeutend verschoben: er scheint u. A. das Augenleiden der Frau auf Niebuhr selbst übertragen zu haben. Dennoch spricht auch aus dem entstellten Bilde die hohe Achtung, welche die Gelehrsamkeit und vielseitige Bildung des jungen Mannes dem wissbegierigen Fremden einflösste. Auch Niebuhr erwähnt diese Begegnung mit Interesse in einem Briefe an die Eltern vom 20. September 1801 [1]): „Neulich brachte Desaugiers (der französische Geschäftsträger, mit dem Niebuhr schon seit seinem ersten Aufenthalt in Kopenhagen auf freundschaftlichem Fusse stand [2])) den jungen Ségur zu uns, den Sohn des ehemaligen Ambassadeurs und Enkel des Marschalls und Kriegsministers: ein so liebenswürdiger Mann als nur wenige. Ich glaube, dass er sich uns anschliessen wird, und ich will ihn bei den Ministern einführen."

Der eignen Befriedigung durch seine amtliche Thätigkeit gibt Niebuhr in einem Briefe vom Dezember 1803 [3]) lebhaften Ausdruck: „Es gibt eine Belohnung des thätigen Geschäftsmannes, die ich jetzt einerndte, und die ist ein guter Ruf und eine Vertrauen gewinnende Stellung, auch bei den ungelehrten Mitbürgern [4]). Auf diese Weise werden mir meine Geschäfte wirklich angenehm: die verwickeltsten werden mir leicht, und ich kann sie in sehr kurzer Zeit zu Ende bringen." Dieser gute Ruf aber, dessen er sich bei seinen Vorgesetzten und Mitbürgern erfreute, beschränkte sich nicht auf die Grenzen Dänemarks. Der Freiherr vom Stein, welcher im October 1804 an Struensee's Stelle zum Preussischen Finanzminister ernannt war und im September 1805 die obere Leitung der Bank und Seehandlung übernommen

1) Lebensnachrichten I, 312.
2) Ebendas. S. 111.
3) Ebendas. S. 278.
4) Noch in viel spätern Jahren stand Niebuhr's Bankverwaltung in der Kopenhager Kaufmannschaft im besten Andenken, wie mir aus bester Quelle bekannt ist.

hatte, in deren Verwaltung grosse Missbräuche eingerissen waren, warf sein Auge auf Niebuhr, unter dessen Leitung die Kopenhagener Bank sich zu grossem Ansehn erhoben hatte, und berief ihn im Sommer 1806 als Mitdirector der Seehandlungs-Societät nach Berlin [1]). Niebuhr knüpfte seine Annahme dieser ehrenvollen Stellung an die Bedingung, „zu keinem Geschäfte berufen zu werden, welches Dänemark schädlich oder feindlich wäre". Sie wurde ihm bewilligt, und Anfangs October traf er in Berlin ein, „wurde aber schon in den nächsten Tagen in die Flucht der Geldinstitute mit verwickelt".

Aus den Zeiten des preussischen Staatsdienstes. 1806 — 1831.

War Niebuhr bald nach seiner Anstellung in Dänemark schon im zweiten Jahre seiner Amtsführung in die Lage gekommen, Zeuge des schweren Schicksalsschlages zu sein, von welchem dieser Staat durch den englischen Ueberfall in seiner Hauptstadt betroffen wurde, so war es jetzt sein noch viel härteres Loos, dass, noch ehe er die Geschäfte, zu denen er berufen war, übernehmen konnte, die Katastrophe von Jena und ihre verderblichen Folgen den preussischen Staat, dem er sich entschlossen hatte seine Kräfte zu widmen, in unabsehliche Zerrüttung und hart an den Rand des Verderbens brachte. Er hatte zwar nicht ohne schwere Besorgnisse seinen Entschluss gefasst, aber einen so verhängnissvollen Umsturz aller bestehenden Verhältnisse hatte auch sein zu trüben Ahnungen geneigter Geist nicht voraussehen können. Und dennoch hat das öffentliche Unglück dieser ersten Jahre

1) Pertz, Aus Stein's Leben I, 152. 153. (Ich citire hier und später nach der Ausgabe in zwei Bänden.)

die Bande, durch welche Niebuhr sich dem preussischen Staate von nun an zugehörig fühlte, nur enger geknüpft. Der Zeitraum, während dessen er ihm angehört hat, umfasst nahe an fünfundzwanzig Jahre. Vierzehn dieser Jahre hat er in amtlichem Dienste gestanden in zwei getrennten Perioden: in der ersten, vom Herbst 1806 bis zum Sommer 1810, in den verschiedenen Finanzgeschäften, mit denen er beauftragt war; in der zweiten, seit dem Wiederausbruch des Krieges 1813, zunächst in verschiedenen Missionen und seit dem Sommer 1816 bis zum Sommer 1823 auf dem Gesandtschaftsposten in Rom. Auf jede dieser beiden im eigentlichen Staatsdienste verbrachten Perioden von je vier und zehn Jahren folgte ein Zeitraum wissenschaftlicher und literarischer Musse, wenn eine Zeit angestrengten productiven Fleisses und eifriger Lehrthätigkeit so genannt werden kann: von 1810 bis 1813 im Anschluss an die Universität Berlin, und von 1824 bis an seinen Tod in freier Verbindung mit der Bonner Universität.

Niebuhr's amtliche Wirksamkeit in den beiden angegebenen Perioden steht mit der Geschichte des preussischen Staates in beiden Zeiträumen in naher Beziehung. Die Aufgaben, die ihm beide Male vorzugsweise zu lösen gestellt waren, gehörten ihrer Natur nach und unter den jedesmaligen Zeitumständen zu den schwierigsten: das eine Mal galt es für die dringendsten Bedürfnisse des Staates zur Zeit des härtesten Druckes von aussen und der grössten Zerrüttung im Innern durch eine auswärtige Anleihe Geldmittel herbeizuschaffen und den tiefgesunkenen Staatskredit zu heben; das andere Mal in dem auf neuen Grundlagen und aus den heterogensten Elementen wieder errichteten Staatsorganismus die lange verwahrlosten Verhältnisse der katholischen Kirche, die durch die neugewonnenen Provinzen einen grossen Zuwachs erhalten hatte, durch Unterhandlungen mit dem römischen Stuhle fest zu ordnen. Niebuhr's Antheil an diesen wichtigen Arbeiten und die Resultate seiner Leistungen in ihren einzelnen

Stadien und unter dem wechselnden Einfluss der darauf einwirkenden Factoren in das rechte Licht zu stellen und unparteiisch zu würdigen, wird eine der Hauptaufgaben seines künftigen Biographen sein. Hier sollen nur einige Punkte dieser sehr umfangreichen Verhältnisse herausgehoben und die Ergebnisse einiger verdienstlicher Arbeiten, welche zur Aufklärung derselben neuerdings unternommen worden sind, mitgetheilt werden. Es versteht sich, dass auch für diese Perioden die „Lebensnachrichten" sowohl in ihrem erzählenden, wie in ihrem brieflichen Theile, die Hauptquelle unserer Kenntniss von Niebuhr's Lebensgange sind. Aber sehr erfreulich ist es, dass gerade hier die archivalischen Untersuchungen, welche, soweit es die bisher bestehenden gesetzlichen Anordnungen zuliessen, von den berufensten Männern mit grosser Sorgfalt über beide Zeitabschnitte geführt worden sind, über mehrere Punkte ein sehr willkommenes Licht verbreitet haben.

a. Aus der Zeit der ersten amtlichen Wirksamkeit. 1806 — 1810.

Was es Niebuhr ungemein erschwerte, von Anfang an in seiner amtlichen Thätigkeit im preussischen Staatsdienste eine sichere Stellung zu gewinnen, war ausser der traurigen allgemeinen Lage der mehrmalige jähe Wechsel, der in den ersten Jahren nach seinem Eintritt in der obersten Leitung und Verwaltung der Staatsgeschäfte eintrat. Nachdem der Hof nach Königsberg geflüchtet und auch die meisten Regierungsbehörden dorthin verlegt waren, sah sich der Minister vom Stein in Folge der unglücklichen Zerwürfnisse, in welche er durch seinen unbeugsamen Freimuth persönlich mit dem Könige gerieth [1]), genöthigt, in den ersten Tagen des Jahres 1807 sein Amt niederzulegen. Niebuhr, der von Stein berufen und mit dem ehrenvollsten Vertrauen aufgenommen worden war, wurde durch dieses Ereigniss so heftig erschüt-

[1]) Die diese Verhältnisse betreffenden Actenstücke bei Pertz I, 176—183.

tert, dass er dem von ihm hochverehrten Manne folgen wollte; doch gab er den Bitten seiner Freunde und den Wünschen des Freiherrn von Hardenberg, der an Stein's Stelle getreten war, nach und arbeitete nach dessen Aufträgen in verschiedenen Finanzgeschäften, namentlich dem schwierigen Departement des Verpflegungswesens, theils in Königsberg, theils im Hauptquartier zu Bartenstein, im Verein mit andern höhern Beamten, unter denen er mit Nicolovius und von Schön in ein besonders vertrautes Verhältniss trat. Da nach der Schlacht bei Friedland die Regierungscassen nach Riga geflüchtet wurden, begab er sich auf Hardenberg's dringenden Wunsch im Juni eben dorthin. Hier erhielt er die Nachricht von dem Frieden zu Tilsit (9. Juli), von Hardenberg's Entlassung und Stein's Wiederberufung an die Spitze der Staatsverwaltung (September 1807), welche Niebuhr mit Freude begrüsste[1]. Nachdem er zunächst in Memel in Finanzgeschäften gearbeitet hatte, erhielt er gegen Ende des Jahres von Stein den Auftrag, in Holland Unterhandlungen zum Abschluss einer Anleihe anzuknüpfen. Er nahm seinen Weg durch Holstein, traf Anfangs März 1808 in Amsterdam ein, und verweilte dort und an andern Orten fast vierzehn Monate, bis April 1809. Ueber die Wege, welche Niebuhr zur Erreichung seines Zieles einschlug, über die ausserordentlichen Schwierigkeiten, welche sich ihm entgegenstellten, und über den endlichen Abschluss der Anleihe (Anfang März 1809), welcher des Königs und des damaligen Finanzministers Altenstein uneingeschränkte Zustimmung erhielt, sind wir am genauesten durch die Denkschrift unterrichtet, welche er selbst Anfang 1814 zur Widerlegung

[1]) Es ist mir erfreulich, aus einer gütigen Mittheilung L. von Ranke's die Worte mittheilen zu können, mit welchen Hardenberg bei seinem Rücktritt im September 1807 Niebuhr dem Könige unter den Männern empfahl, die eines vorzüglichen Vertrauens würdig seien. Er bezeichnet ihn als „einen der reinsten und edelsten Menschen, einen Mann von der seltensten und ausgebreitetsten Gelehrsamkeit, von vorzüglicher praktischer Kenntniss des Handels: was er übernähme, könne man ihm mit vollem Vertrauen übergeben“.

vielverbreiteter ungünstiger Beurtheilungen abgefasst hat, und aus welcher sein Sohn als Anhang zu den Vorlesungen über das Zeitalter der Revolution den Hauptinhalt mitgetheilt hat [1]. Ueber seine eignen Erlebnisse, Erfahrungen und Beobachtungen sowohl in Amsterdam, wie auf seinen Reisen durch das Land, enthalten die in den „Nachgelassenen Schriften" 1842 zum Abdruck gebrachten „Circularbriefe aus Holland" sehr anziehende und noch für uns lehrreiche Mittheilungen. Er hatte sie hauptsächlich zur Aufheiterung seines hochbejahrten und fast erblindeten Vaters mit grosser Liebe niedergeschrieben, und eben darum in seinen eingehenden Bemerkungen über Land und Leute dessen Interesse vorzugsweise im Auge gehabt. Ich glaube nicht zu viel zu sagen, wenn ich meine, dass in keiner von Niebuhr's grössern oder kleinern literarischen Arbeiten sowohl seine ganze Persönlichkeit, wie insbesondere die ausserordentliche Vielseitigkeit seiner Bildung und seiner Kenntnisse, und die Eigenthümlichkeit seiner Denkweise über alle Seiten des menschlichen Lebens so lebendig uns entgegentritt, wie in diesen Circularbriefen aus Holland.

Noch während er in Amsterdam verweilte, war im Dezember 1808 durch bekannte Ereignisse der Sturz des Ministers vom Stein und seine Verbannung aus den preussischen Landen erfolgt. Aufs tiefste von diesem Schlage und von dem unglücklichen Ausgange des österreichischen Krieges, den er auf seinem Besuch in der Heimath erfuhr, erschüttert, kehrte er im August 1809 in trauriger Gemüthsstimmung nach Berlin zurück. Er hat in den nächsten zehn Monaten versucht, sich in der nach Stein's Abgang unter Altenstein und später unter Hardenberg gestellten Finanzverwaltung eine seinen Kräften angemessene und dem Staate nützliche Wirksamkeit zu gewinnen. Da er es aber bei den reinsten Absichten für unmöglich erkannte, erhielt er, nachdem er in

---

[1]) Daselbst S. 377—407.

einer umfassenden dem Könige übergebenen Denkschrift, seine von dem herrschenden System der Finanzverwaltung abweichende Ueberzeugungen freimüthig ausgesprochen hatte, die erbetene Entlassung und zog sich auf seine wissenschaftlichen Studien und eine aus freiem Entschluss übernommene Lehrthätigkeit an der Universität Berlin zurück.

Dies ist im Wesentlichen der Verlauf einer für Niebuhr äusserst schmerzlichen und sein Gemüth aufs tiefste bewegenden Zeit. Sein Verhalten während derselben hat sehr verschiedene, zum Theil höchst ungünstige Beurtheilungen erfahren. Einestheils ist die Art, wie er in Holland die Verhandlungen wegen einer Anleihe geführt, und die Bedingungen, unter denen er sie endlich abgeschlossen hat, hart getadelt worden; insbesondere aber ist seine Weigerung im Sommer 1810 unter Hardenberg's Verwaltung länger im Staatsdienst zu bleiben, ehrgeizigen Absichten, der Vereitelung seines Wunsches zugeschrieben worden, selbst das Finanzministerium zu erhalten. Professor Erwin Nasse in Bonn hat durch seine gründliche Arbeit über „Die preussische Finanz- und Ministerkrisis im Jahr 1810 und Hardenberg's Finanzplan“ [1]) über die verwickelten Vorgänge jener Zeit in den Regierungskreisen bis zu ihrer endlichen Entscheidung aus archivalischen Quellen erwünschtes Licht verbreitet. Es wird dadurch der Bericht der „Lebensnachrichten“ [2]) durchgehends bestätigt und in einigen Stücken vervollständigt, leichtfertige Entstellungen [3]) aber in ihrer Grundlosigkeit erwiesen. Ich halte es für angemessen, da es sich hier um eine gerechte Beurtheilung von Niebuhr's

---

[1]) von Sybel, Historische Zeitschrift 1871, Bd. XXVI, S. 282 bis 342.

[2]) Bd. I, S. 336—345.

[3]) Solche sind namentlich in Klose's Leben des Fürsten Hardenberg, S. 267—268 und in Fr. von Raumer's Lebenserinnerungen und Briefwechsel, Bd. I, S. 130ff. enthalten und leider auch in Gervinus' Geschichte des 19. Jahrhunderts, Bd. II, S. 558 mit verstärkten Farben übergegangen.

Charakter handelt, die wichtigsten Ergebnisse jenes Aufsatzes mitzutheilen.

Nasse gibt uns zuerst einen klaren Ueberblick über die trostlose Lage der preussischen Finanzen nach der am 12. Juni 1807 zwischen Preussen und Frankreich zur Ausführung des Tilsiter Friedens abgeschlossenen Convention. Er weist sodann darauf hin, wie durch die erzwungene Entlassung Stein's am 24. November 1808 Preussen den Mann verlor, „der seit etwas mehr als einem Jahre den Staat und insbesondere auch die Finanzen geleitet und in dieser kurzen Zeit auf die innere Verwaltung desselben einen grössern und segensreichern Einfluss gehabt hatte, als irgend ein Staatsmann seit Friedrich Wilhelm I.". Er berichtet ausführlich, in welche unselige Verwirrung die Finanzverwaltung im Laufe der Jahre 1809 und 1810 zuerst durch Altenstein's die nöthige Erfahrung entbehrende Führung, dann durch die gefährlichen Projecte des Fürsten Wittgenstein, und durch die anfangs geheim gehaltene, erst später officiell hevortretende Einwirkung Hardenberg's gerieth. Er zeigt, dass die einzige Aushülfe, welche Stein noch für möglich gehalten, eine auswärtige Anleihe, von Niebuhr, welchem er das wichtige Geschäft übertragen hatte, so weit es unter den schwierigen Umständen irgend möglich gewesen, ins Werk gesetzt war. „Es stellten sich in der Lage der europäischen Capitalmärkte und in der zweifelhaften Fortdauer des preussischen Staates fast unüberwindliche Hindernisse dem Abschlusse einer auswärtigen Anleihe entgegen, und nur mit der grössten Mühe und nach langen vergeblichen Unterhandlungen war es Niebuhr gelungen, Wege zu finden, auf denen sich die Betheiligung holländischer Capitalisten an einer preussischen Anleihe hoffen liessen", so urtheilt Nasse [1]), und nach der Darlegung der Bedingungen, unter denen sie den 4. März 1809 abgeschlossen wurde, fügt er hinzu: „Jedenfalls ist es keinem andern preussischen Staatsmanne

---

[1]) A. a. O., S. 309.

möglich gewesen, trotz vielfacher Bemühungen von 1807—13, irgend eine andere grössere Anleihe im Auslande abzuschliessen, geschweige denn eine solche zu günstigern Bedingungen zu contrahiren.“ [1])

Der damalige Finanzminister von Altenstein schrieb unter dem 6. April 1809 an Niebuhr [2]): „Ihre erste Ankündigung des Geschäftes und die gleich darauf erfolgte Vollendung desselben kam mir so unerwartet, dass mir jetzt noch Alles wie ein Traum vorkommt. Es schmerzt mich, Ihnen meine und des Königs Gefühle dabei nicht lebendig schildern zu können. Ich müsste Ihnen unsere ganze drückende Lage, dies Zusammenstürmen unangenehmer Ereignisse, das Verschwinden aller Aussicht und Hoffnung schildern können, damit Sie sich, mein Lieber, ganz in unsre Empfindung bei diesem ersten Anschein von Hoffnung, bei einer so nahen Aussicht von Rettung versetzen könnten, und doch sollten Sie es, um unsern Dank gegen Sie richtiger ermessen zu können und sich so noch mehr belohnt zu fühlen, als schon Ihr Bewusstsein Ihnen Ihre seltne Ausdauer, Ihr festes Verfolgen eines grossen Planes und Ihr geschicktes Benutzen eines jeden Umstandes belohnend machen muss. Mit recht kindlichem Gemüthe schildern Sie mir, mein Lieber, das Ganze als Werk des Zufalls und wollen beinahe kein Verdienst behalten; allein man darf nur die Akten ganz gelesen haben, um überzeugt zu sein, dass es endlich so gekommen ist, wie Sie es beinahe schon vor der Abreise von Memel und wenigstens gleich nach der Ankunft in Amsterdam vorausgesagt haben.“ Es war nicht Niebuhr's Schuld, dass durch die bis zum Januar 1810 verzögerte Genehmigung des Königs von Holland und zuletzt durch die Einverleibung des Königreichs Holland in Frankreich (9. Juli 1810) das Resultat der mühsam zu Stande gebrachten Anleihe grossentheils vereitelt wurde. Der Herausgeber von Niebuhr's Aufsatze: „Ueber das 1809 von Preussen in Holland

1) A. a. O., S. 310.

2) Vorlesungen über die franz. Revolution, Bd. II, S. 391 Anm.

negotiirte Anleihen", sein Sohn Markus, sagt am Schlusse desselben [1]: „Er hat den Trost gehabt, dass, wenn manche Leute bemüht waren, seiner Ungeschicklichkeit alles zuzuschreiben, was die Zeitumstände und eine spätere Administration herbeigeführt hatten, der König ihm Gerechtigkeit widerfahren liess und Niebuhr sein Zutrauen unwandelbar bewahrt hat."

Nicht minder erfahren wir aus Nasse's aktenmässiger Darstellung, dass die Spannung, welche zwischen Hardenberg und Niebuhr seit dem März 1810 eintrat und einige Monate später den Rücktritt des letztern zur Folge hatte, ihren Grund in der schiefen Stellung hatte, welche jener vor seiner definitiven Uebernahme des Ministeriums dem noch im Amte stehenden Finanzminister von Altenstein und seinen Räthen gegenüber einnahm. Es war nämlich zwar dem Ministerium den 27. März der königliche Befehl zugegangen, Hardenberg schon damals in Bezug auf die finanzielle Lage zu informiren; aber dieser beklagt sich in einem Promemoria vom 28. Mai, dass der Finanzminister ihm nur ungenügende Mittheilungen gemacht, und er selbst durch unmittelbare Nachfrage bei den geheimen Staatsräthen Sack, L'Abaye und Niebuhr sich Auskunft zu verschaffen gesucht habe. „Nur der Geheime Staatsrath Niebuhr", äussert Hardenberg in dieser Denkschrift [1]), „glaubte aus einem an sich lobenswerthen Pflichtgefühl, aber vielleicht zu ängstlich, mir keine schriftlichen Mittheilungen anders als durch den Minister machen zu dürfen. — Er ist ein edler, aber reizbarer Mann, der sich Gespenster schuf, um sie zu bekämpfen, und der mir endlich vor einigen Tagen eine Abschrift eines Berichts an den Minister wegen der holländischen Anleihe mit dem Beisatz von des Ministers Altenstein Hand mittheilte, dass solches mit seinem Wissen geschehen sei, wodurch indirect mein Verfahren und das der andern Männer, die ich zuzog, eine Rüge erhielt. Hätte ich dies vorausgesehn, so würde ich Ew. Königl. Majestät um einen offnen Befehl unter-

[1]) Vorlesungen über die franz. Revolution, Bd. II, S. 377 ff.
[2]) Bei Nasse a. a. O., S. 308.

thänigst gebeten und diesen leicht erwirkt haben." — „Wohl ohne Zweifel", bemerkt Nasse, „würde der letztere Weg der richtigere gewesen sein, und schwerlich ist es zu verwundern, dass ein Mann von zarter Gewissenhaftigkeit durch Hardenberg's Verfahren verletzt wurde. So lange den Unterbeamten nicht der Befehl des Königs mitgetheilt und Altenstein nicht seines Amtes entsetzt war, waren Mittheilungen der Unterbeamten über amtliche Angelegenheiten gegen den Willen ihres Chefs nicht nur ordnungswidrig, sondern sie mussten in dem vorliegenden Falle auch als ein selbstsüchtiger Uebergang zu dem Stern erscheinen, der gerade im Aufgehen war, und als ein treuloses Verlassen des eignen Vorgesetzten, von dem man annahm, dass er die höchste Gunst verloren hatte."

Inzwischen hatte Niebuhr den 23. Mai dem Könige sein ausführlich motivirtes Entlassungsgesuch eingereicht. Die Gründe, die ihn zu diesem Entschlusse bewogen haben, hat er in einem Brief an die Hensler vom 27. Mai 1810 klar und kräftig ausgesprochen; wir geben sie wieder, weil sie seine damalige Stimmung und Ueberzeugung aufs deutlichste darlegen [1]: „Hardenberg, welcher für jetzt wohl noch kaum als Minister eintreten kann, verwaltet eine Art heimlicher Premierministerschaft und arbeitet auf einem Landhause eine halbe Stunde von der Stadt Pläne aus, in denen er und seine Gehülfen Fremdlinge sind. Das jetzige Ministerium ist in der That ausser aller Thätigkeit gesetzt und verblutet sich, ohne den Entschluss fassen zu können, abzutreten. — Ich bin der Ueberzeugung treu geblieben, dass man Gutes nicht durch Böses und nicht durch Gemeinschaft mit Schlechten suchen darf; dass der rechtliche Mann, wenn er auch Geschick besitzt, Intriganten mit ihren eignen Waffen zu bekämpfen, es nicht thun muss, und dass man sich nie durch die Meinung, nützlich sein zu können, verleiten lasse, das zu thun, wozu man sich nicht bekennen möchte. Ich überlasse dem jetzigen

[1]) Lebensnachrichten I, 441.

Ministerium seine eigne Vertheidigung; aber überzeugt, dass der jetzige Zustand nicht taugt und die Entwicklung ihn nicht bessern wird, habe ich dem Könige eine sehr eindringliche Darstellung der öffentlichen Lage übersandt, ihm das Verderben geschildert und um meine Entlassung, aber zugleich um Anstellung als Professor der Geschichte an der hiesigen Universität, die zu Michaelis eröffnet werden soll, gebeten."

Aus dem Entlassungsgesuch selbst, welches, wie Nasse bemerkt [1]), „den Stempel tiefer innerer Erregung trägt", theilt er Auszüge mit [2]), die eben so sehr durch die Freimüthigkeit der Sprache, wie durch die umfassende Einsicht in die finanzielle Sachlage dem unbefangnen Leser nur die höchste Achtung vor dem Verfasser einflössen können. „So lange der Gang der Dinge", heisst es im Eingange, „nicht absolut verderblich ist, wird der rechtliche, jeden Schein heimlicher Schliche verabscheuende Mann, der vom Könige zugelassenen Ordnung gehorsam, schweigen und es nicht einmal versuchen, seine Stimme bis zum Ohr des Königs zu bringen. Wenn aber das Uebel den höchsten Grad erreicht, wenn seine Verwüstungen sich unaufhaltsam eben über den Bezirk ergiessen, der unmittelbar seiner Pflege anbefohlen ist, und ihm kein Mittel zu Gebote steht, sie abzuwenden, wenn alle Hoffnungen für den Staat, mit denen er sich tröstet, und jedes Werk, welches ihm Freude gewährte, geflissentlich zerstört werden: dann bleibt ihm nichts übrig, als bei der allgemeinen Lage und der seinigen, welche Ew. Königl. Majestät vorzulegen er sich nun nicht länger versagen darf, zugleich um seine Entlassung und um einen andern Beruf allerehrerbietigst zu bitten."

In Bezug auf sein persönliches Verhältniss zu den vorliegenden Fragen geht er besonders näher auf die Art und Weise ein, wie das von ihm geleitete und zum Abschluss gebrachte Anleihegeschäft durch die gehässige, ohne Sachkenntniss verbreitete Beurtheilung seiner Gegner absichtlich

[1]) A. a. O., S. 311.
[2]) S. 311—314.

jedes Erfolges beraubt werde. Er sagt darüber [1]: „Es kann bei der Publicität, der gegenwärtig alle, auch die geheimsten Geschäfte, preisgegeben sind, nicht fehlen, dass die über das Anleihen ausgesprochene Verdammniss bald ganz allgemein im Inland und Ausland bekannt wird, wenn sie nicht, wie man eher vermuthen darf, schon jetzt fern und nahe bekannt ist. Sobald dieses aber erfolgt, so kann es auch schlechterdings keinen Fortgang haben: denn wer wird sich an einem Geschäfte interessiren wollen, gegen das sich die Regierung des anleihenden Staates erklärt? Dass ich stillschweigend den Kummer und die Demüthigung ertrage, über ein von Ew. Königl. Majestät in den entschiedensten Ausdrücken gebilligtes, nach meiner innigen, wohl auf tieferer Kenntniss, als meine anmasslichen Richter in dieser Sache besitzen können, gegründeten, oft geprüften Ueberzeugung, tadelloses Geschäft, dem der Staat es verdankt, noch nicht zerstört zu sein und dem er eine neue Consolidation hätte verdanken können, — zu einer Rechtfertigung aufgefordert zu sein: dass ich diesen Kummer, der nicht frei von Unwillen sein kann, meinen Freunden verschweige, die in einer falschen Sicherheit vielleicht ihren Untergang finden werden, wenn man das Anleihen fallen lässt oder gar zerstört; — diese Geduld verhindert nicht, dass man eben diesen Umständen nicht von einer andern Seite die grösstmögliche Publicität geben kann, wodurch man eben seinen Zweck erreicht, das Anleihen zu Grunde zu richten, um es verwerfen zu können.

„Ew. Königl. Majestät werden mir das Zeugniss eines erprobten, eifrigen und treuen Dienstes gewiss nicht versagen, wenn auch eine äusserst schlechte Gesundheit mich oft zur Unthätigkeit gezwungen und das Bedürfniss, aus den Ge-

[1]) Die Mittheilung der folgenden Stelle aus Niebuhr's Eingabe an den König, welche hier zum ersten Male im Drucke erscheint, verdanke ich der Güte des Herrn Prof. Erwin Nasse, welcher in seiner die bevorstehenden Finanzmassregeln betreffenden Arbeit nicht veranlasst war, auf Niebuhr's persönliche Angelegenheiten einzugehen.

schäften zu scheiden, mir vor Augen gebracht hat. Ebenso ist es Ew. Königl. Majestät bewusst, ob ich mit irgend einer Art des Eigennutzes und der Eitelkeit, oder vielmehr völlig unabhängig von jeder Rücksicht auf die äussere Ehre und Auszeichnung gehandelt habe. Wer auf diese Weise seine Unabhängigkeit bewahrt hat, verdient auch Glauben, wenn er versichert, dass er von jeder Art des Factionsgeistes frei sei, eines Geistes, der in einem monarchischen Staate so verächtlich wie verderblich ist und jeden, den er ergreift, schlecht machen muss.

„Herr von Hardenberg hat sich mit unberufenen, durch Dienstverhältnisse ebenso wenig als durch persönliche Eigenschaften zur Kenntniss, viel weniger zur Bearbeitung der wichtigsten Staatsgeschäfte geeigneten Personen umgeben und aus ihnen einen geheimen Rath gebildet, durch den er sieht und urtheilt, und für diesen giebt es kein Geheimniss mehr. Zu diesem Rath wird jeder gezogen, welcher, um sich ein Plätzchen zu sichern oder zu verschaffen, als Proselyt oder Denunziant auftritt. Mich dazu zu verführen, war lange das eifrige Bestreben der Intrigue: als ich jeden heimlichen und versteckten Schritt unerschütterlich verwarf und mich erklärte, Ew. Königl. Majestät, wenn Allerhöchstsie es verlangten, über Alles wie vor Gottes Augen berichten, aber nie gegen die von Ew. Königl. Majestät festgesetzte Administration über Punkte, über welche ich mit ihr nicht übereinstimmte, handeln zu wollen, da hat man beschlossen, mir durch die holländische Anleihe den Krieg zu machen. Diese Versammlung ist es, die dieses Geschäft zu richten wagt, dessen erste Elemente ihre obscuren Mitglieder nicht prüfen können, und wie leichtsinnige Knaben Feuer umhertragen, es zu erschüttern unternehmen, unbesorgt, ob es den Staat unter seinen Trümmern begräbt. Es ist eine furchtbare Aehnlichkeit zwischen dieser Verwirrung und derjenigen, welche Necker's zweitem Ministerium voranging und es veranlasste."

Nach der ausführlichen Darlegung der finanziellen Lage

im Einzelnen fügt Niebuhr gegen das Ende hinzu: „Auch im Civildienst wie im Militär beruht die Erhaltung des Ganzen zuverlässig ebenso sehr auf der Ehre und Treue der Untergeordneten, auf ihrem Gehorsam für ihren Chef, wer er auch sei, als auf der Weisheit der obersten Leitung. Diese Principien sind in dieser Zeit tödtlich verletzt. Herr von Hardenberg erhielt alle geforderten Nachweisungen unweigerlich vom Finanzministerium. Dennoch haben seine Umgebungen — gewiss nicht er selbst: denn seinem Ehrgefühl muss eine solche Handlung unmöglich sein — Officianten verführt, Papiere und Nachweisungen heimlich auszuliefern. Herr von Hardenberg hat mir selbst auf meine freimüthigen wiederholten Vorstellungen über das unermessliche Böse, welches er, ohne es zu wollen, stifte, die Wahrheit meiner Klagen mit Wehmuth eingestanden und unaufgefordert bekannt, er fühle, dass dieser Zustand ein schleichendes Gift sei. Vergebens schmeichelt er sich, dass es ihm gelingen werde, es wieder auszurotten, wenn die Macht in seinen Händen sein werde.“ Und nach einigen weiteren Ausführungen schliesst er: „Ich erlaube mir also die unterthänigste Bitte, dass es Ew. Königl. Majestät gefallen möge, mir die Professur der Geschichte bei der hiesigen Universität zu übertragen: eine Stelle, welche noch nicht besetzt ist und welche ich mit einiger Auszeichnung zu bekleiden hoffen darf. Sehr gern würde ich auch, obgleich der Unterricht eines Mannes, wie Professor Ancillon, nichts zu wünschen übrig lassen kann, durch Vorlesungen über mit ihm verabredete Gegenstände, wie z. B. über die Politik und Statistik, zur Bildung des Kronprinzen Königl. Hoheit beitragen, wenn Ew. Königl. Majestät mich dieses Vertrauens würdig finden sollten.“

Die Entscheidung über Hardenbergs definitive Wiederberufung an die Spitze der Staatsgeschäfte und damit zugleich über Niebuhr's Gesuch trat früher ein, als dieser in seinem oben angeführten Briefe vom 27. Mai erwartet hatte. Den 4. Juni 1810 erfolgte die Entlassung der Minister von Alten-

stein und Beyme, sowie der Geheimen Staatsräthe Nagler und Niebuhr [1]), und am 6. Juni die Ernennung des Ministers von Hardenberg zum Staatskanzler und Chef aller preussischen Staatsverwaltungen.

Schon vor dem offiziellen Antritt seiner hohen Aemter hatte Hardenberg in einer vom 28. Mai datirten Denkschrift, deren wesentlichen Inhalt Nasse mitgetheilt hat [2]), seinen Finanzplan dem Könige vorgelegt, und obwohl er an ein Zusammenwirken mit Niebuhr nach Allem, was vorgegangen war, wohl nicht mehr denken konnte, diesen doch um eine Begutachtung desselben ersucht. In Folge der ihm bei seiner Entlassung auferlegten Verpflichtung arbeitete Niebuhr mit grosser Anstrengung [3]) an dem verlangten Gutachten, welches er den 23. Juni übergab. Nasse erklärt, dass dasselbe „jedenfalls zu den bedeutenderen finanzpolitischen Ar-

[1]) Zur Beurtheilung der Unbefangenheit und Gerechtigkeit Friedrich Wilhelms III. verdient der officielle Artikel, mit welchem im Hamburgischen Correspondenten vom 22. Mai 1810 Niebuhr's Entlassung mitgetheilt wurde, beachtet zu werden: „Berlin, 19. Juni. Se. königl. Majestät haben gnädigst geruht, die Dienstverhältnisse des Geh. Staatsraths Niebuhr dahin zu bestimmen, dass derselbe fortwährend einen Theil des Finanzministerii dadurch ausmachen soll, dass er mit höchstihrem Staatskanzler Freiherrn von Hardenberg allein in Verbindung bleiben und einige wichtige Finanzgegenstände unter der alleinigen Oberaufsicht des gedachten Staatskanzlers leite. Uebrigens haben Allerhöchstdieselben dem besagten Geh. Staatsrath, seinem durch seine Gesundheitsumstände veranlassten Wunsche gemäss, von den Geschäften bei der Immediat-Finanz-Commission dispensirt und ihn dagegen zu höchstihrem Historiographen ernannt, ihm auch zur Bezeugung Ihrer allerhöchsten Zufriedenheit und als ein öffentliches Anerkenntniss seiner Verdienste den rothen Adlerorden dritter Klasse huldreichst ertheilt." — So entschied der König nach Einsicht des oben mitgetheilten Entlassungsgesuches vom 23. Mai.

[2]) A. a. O. S. 315—321.

[3]) Lebensnachrichten I, 445. Brief an die Hensler vom 1. Juli 1810: „Ich bin seit meinem Abgang mit dem Aufarbeiten alter Sachen und seit vierzehn Tagen mit einer dringenden Pflichtarbeit, der Prüfung der neuen Finanzlage, so beschäftigt gewesen, dass ich fast nicht zu mir selbst habe kommen können."

beiten dieses Staatsmannes gehört", und theilt mehrere grössere Auszüge aus demselben mit[1]). Die Schrift geht in alle Theile der Hardenbergischen Vorschläge ein und sieht sich zu ihrer Verwerfung genöthigt; der Schluss lautet: „Ich schliesse übrigens mit der heiligen Betheuerung, dass ich die Feder bei der Ueberzeugung, dass der beabsichtigte Plan im Ganzen und in seinen Theilen unausführbar ist, unser Elend vermehren und gar keine Hülfe gewähren würde, mit ebenso tiefer Wehmuth niederlege, als ich diese Ueberzeugung gewissenhaft freimüthig ausgesprochen habe. Nichts hätte mich glücklicher machen können, als die ganz entgegengesetzte Ueberzeugung."

Hardenberg hat am 4. Juli sich noch einmal an Niebuhr gewandt und in einem freundlich gehaltenen Schreiben[2]) ihn ersucht, seinerseits einen Plan zu entwerfen und ihn mit dem Minister zu discutiren. Es ist das nicht geschehen. Leider sind wir über die Verhandlungen zwischen Hardenberg und Niebuhr, die zum völligen Abbruch geführt haben, nicht mehr aus den Akten unterrichtet. Nach Klose's und Raumer's fast wörtlich übereinstimmender Darstellung hätte Niebuhr, statt Hardenberg's Brief vom 4. Juli zu beantworten, dem Könige eine Aufstellung überreicht, in welcher er den Staatskanzler der verderblichsten, Alles umwälzenden und auflösenden Pläne anklagte, jedoch zugleich den Wunsch ausdrückend, der König möchte Hardenberg von dieser Anklage nichts sagen oder bemerken lassen. „Statt dessen", fügt von Raumer[3]) hinzu, „sandte der rechtlichere König sogleich den ganzen Aufsatz an Hardenberg mit einem Handbillet, worin er sagt: Niebuhr male aufs grässlichste; er sei aber überzeugt, dass der Kanzler alles gehörig überlegt habe und die Besorgnisse unnütz wären." Zu diesem Berichte über die damaligen Vorgänge bemerkt

---

[1]) A. a. O. S. 321.

[2]) Dies Schreiben ist von Klose (Leben Hardenbergs, S. 266) und von Raumer (Erinnerungen, S. 129) mitgetheilt.

[3]) A. a. O. S. 131.

Nasse bedauernd [1]): „Mir sind Abschriften der weiteren Correspondenz zwischen Hardenberg und Niebuhr, welche sich an des Letzteren Gutachten knüpft, auf Anordnung des gegenwärtigen Finanzministers versagt worden, während die Benutzung der oben auszugsweise mitgetheilten Denkschriften mir gestattet wurde. Ich habe indess so viel in Erfahrung gebracht, dass eine Eingabe Niebuhr's an den König des im Texte bezeichneten Inhalts im Staatsarchiv nicht vorhanden ist, und muss gestehen, dass diese Thatsache mir einigen Zweifel erregt, ob in der That Niebuhr nach dem oben mitgetheilten Briefe sich noch einmal an den König gewandt hat. Diese und einige andere dunkle Punkte werden sich erst entscheiden lassen, wenn die bureaukratische Aengstlichkeit weichen wird, welche archivalische Arbeiten wie die vorstehende noch erschwert und zu einer unerfreulichen Aufgabe macht."

Zu demselben Zweifel über die Richtigkeit der Klose-von Raumerschen Darstellung gelangt Professor O. Mejer in seinem Aufsatze: „Schön und Niebuhr" [2]), in welchem er, an die Mittheilung zweier Briefe von Schön an Nicolovius vom 18. October 1809 und vom 5. Juni 1810 anknüpfend, die Vorgänge, welche den Ministerwechsel im Sommer 1810 begleiteten, zwar ohne die Arbeit Nasse's zu kennen, aber mit Benutzung anderer Quellen sorgfältig erörtert. Schön, welcher mit Niebuhr seit dessen Eintritt in den preussischen Staatsdienst in verschiedenen Finanzcommissionen gearbeitet und zu ihm das grösste Vertrauen und eine wahre Verehrung vor der Reinheit seines Charakters gefasst hatte, war, wie dieser, mit Unwillen und Sorge erfüllt, da er die preussischen Finanzen durch Altenstein's Unfähigkeit und Hardenberg's dilettantische Pläne in immer grössere Verwirrung gerathen sah. Er selbst war im April 1809 aus der Centralverwaltung ausgeschieden und als Präsident der litthauischen Kammer nach Gumbinnen

---

[1]) A. a. O. S. 331 Anm.

[2]) In den Preussischen Jahrbüchern, Bd. XXXI (1873), S. 503—522.

versetzt worden. Von hier aus correspondirte er mit dem ihm wie Niebuhr nahe befreundeten Nicolovius im engsten Vertrauen. Die beiden mitgetheilten Briefe sind für uns besonders merkwürdig wegen der wahrhaft zärtlichen Theilnahme, die sich darin für Niebuhr ausspricht. Sie fallen in die Zeit, wo Altenstein's Stellung in der Regierung unsicher wurde und Hardenberg's Eintritt in das Staatskanzleramt sich vorbereitete. „Grüssen Sie herzlich Niebuhr und seine Frau; was mag der engelreine Niebuhr leiden!" heisst es in dem ersten, und in dem zweiten, da er fürchtete, Niebuhr werde in die Schlinge der einen oder der anderen Partei gerathen: „Aber Freund! Stehen Sie unserem Niebuhr bei. Ich fürchte für ihn; denn der Exfreund (von Altenstein) scheint ihn zu haben. Ich hätte weinen mögen. Stehen Sie ihm bei. Ich will nicht, dass er sich dem Beelzebub ergebe; aber ich zittere, dass er vollends in die Klauen des Lucifers (Hardenbergs) geräth. Es gibt ja eine Reinheit, die mit keinem von Beiden etwas gemein hat, und diese hielt er ja so lange." Kaum minder bitter spricht Niebuhr selbst sich gegen Stein in einem Briefe vom 28. Juni aus [1]): „Ein Ministerialwechsel, welcher das Reich dünkelvoller Egoisten beendigt hat, gründet dasjenige einer noch schlechteren Race. — — — Die Niedrigen, welche Ew. Excellenz anfeindeten, sind durch die nämlichen Menschen und durch die nämlichen Schliche, welche man gegen Sie anwandte, gefallen." Ohne Zweifel hat die leidenschaftliche Aufregung des Moments bei Schön wie bei Niebuhr die Heftigkeit des Ausdrucks geschärft; aber bei beiden liegt der bittere Schmerz über die verderblichen Wege zu Grunde, welche nach ihrer Ueberzeugung seit Stein's Entlassung namentlich in der Finanzverwaltung eingeschlagen waren. Es ist anziehend, zu sehen, dass Niebuhr gleich nach seiner Entlassung am 10. Juni in einem Briefe an seine Schwägerin seinen Entschluss fast mit denselben Worten

---

[1]) Bei Pertz I, 414.

motivirt, deren sich Schön über seinen Charakter bedient hatte [1]): „Es waren für mich zwei Wege offen, der des Ehrgeizes und der der Reinheit. Welchen ich wählte, wird Dir nicht zweifelhaft sein. Der letzte musste zwar nach einem harten Kampfe aus dem Labyrinth und zu meinen alten Beschäftigungen zurückführen, war aber wohl einen harten Kampf werth. Ich hatte nach meiner Denkart keine Wahl. Ich bin von den Plänen, die als heilbringend dargestellt werden, unterrichtet und finde sie durchaus verwerflich.“ Was Niebuhr hier den Weg des Ehrgeizes nennt, bezieht sich höchst wahrscheinlich auf das Anerbieten, welches Hardenberg ihm vor seinem eigenen Eintritt ins Staatskanzleramt machte, das Finanzministerium zu übernehmen. Wir wissen darüber zwar nichts Bestimmtes aus eigenen brieflichen Aeusserungen Niebuhr's; aber Stein spricht es in einem Briefe an Humboldt [2]), wie es scheint, aus sicherer Kunde aus, und Pertz führt eine gleichlautende mündliche Mittheilung Niebuhr's [3]), die er ihm in Rom gemacht habe, an. Auch wird sie wohl durch Niebuhr's Erklärung gegen seinen Vater vom 18. August 1810 [4]) bestätigt: „Hätte ich ehrgeizige Absichten gehabt, so wäre es mir wohl nicht schwer gewesen, sie in diesem Frühjahr zu befriedigen: aber dann müsste ich mich jetzt schämen.“ Ueber den Grund seiner Ablehnung trifft ohne Zweifel Pertz das Richtige [5]): „Als Hardenberg Niebuhr den Antrag machte, ihn zum Finanzminister zu ernennen, würde dieser nicht geschwankt haben, wenn ihm die Aussicht geblieben wäre, seinen Grundsätzen in einer solchen Stellung treu zu bleiben. Aber Sparsamkeit, die möglichste mit Zweckmässigkeit und billigen Rücksichten verbundene Einschränkung in den Ausgaben, Beförderung der Erwerbsquellen, möglichst

---

[1]) Lebensnachrichten I, 444.
[2]) Pertz I, 421.
[3]) In einer Anm. in der grösseren Ausgabe, Bd. II, S. 621.
[4]) Lebensnachrichten I, 344.
[5]) Aus Stein's Leben: Bd. I, S. 422.

gelinde Belastung nach Local- und anderen Umständen, gewissenhafte und einsichtige Beamtenanstellung, strenge Aufsicht waren es nicht, was den Charakter der Hardenberg'schen Verwaltung bilden sollte. Wie früher, so suchte der Staatskanzler auch damals nicht selbständig in ihrem Geschäftskreise nach Einsicht und Gewissen freiwaltende Gehülfen, sondern ergebene, ihm ganz untergeordnete Werkzeuge, — und Niebuhr lehnte ab."

Nach Niebuhr's Rücktritt von den Geschäften wandte sich Hardenberg mit ähnlichen Anträgen an Schön, der im Juli seiner Einladung nach Berlin folgte. Ueber die Verhandlungen mit ihm berichtet Mejer Näheres [1]) zum Theil aus seinen Memoiren: sie hatten denselben Ausgang wie die mit Niebuhr. Da Schön sich eben so wenig wie dieser mit Hardenberg's Finanzplan einverstanden erklären konnte, sich vielmehr in seiner Beurtheilung ausdrücklich mehrfach auf dessen Gegengründe berief, so kehrte auch er, ohne ein Einverständniss erreicht zu haben, Ende August nach Gumbinnen zurück. [2]) Stein hat zwar damals das Verhalten beider Männer hart getadelt [3]); aber seine Freundschaft blieb beiden unverkümmert, und späterhin bei voller Kenntniss der Verhältnisse, unter denen sie gehandelt, erklärte er laut seine Billigung ihres Verfahrens.

Was aber die Klose-Raumersche Behauptung, gegen welche Nasse Zweifel erhebt, betrifft, dass Niebuhr sich nach Hardenberg's Briefe vom 4. Juli in einer unmittelbaren Eingabe an den König mit den heftigsten Anklagen gegen den Staats-

---

1) A. a. O. S. 518 ff.

2) Vgl. „Aus den Papieren des Ministers Th. v. Schön", Bd. II, S. 64: „Ich schrieb an den König, stellte ihm vor, dass ich die Hardenbergschen Pläne, nach welchen das Bestehende mehr zerbrochen als aufgelöst werden sollte, meiner Pflicht gegen den König nach, zum Theil nicht ausführen könne, und bat um Erlaubniss, nach Gumbinnen zurückkehren zu dürfen."

3) Pertz I, 421.

kanzler gewandt habe, so ist auch Mejer entschieden der Ansicht [1]), dass hier eine Verwirrung der Daten vorliegt. Er selbst nimmt an, dass Niebuhr zugleich mit der Uebergabe seines Gutachtens vom 23. Juni den Inhalt desselben auch dem Könige habe zugehen lassen. Ich weiss nicht, ob er zu dieser Annahme einen den Akten entnommenen Grund hat; sie stimmt sehr wohl mit der Erzählung der „Lebensnachrichten" überein [2]), dass Niebuhr eine Vorstellung gegen einen von Hardenberg gebilligten Finanzplan an den König eingesandt habe. „Dieselbe war mit dem Gefühl einer gewissen Angst über die mögliche Ausführung des Planes und vielleicht in zu starken Ausdrücken abgefasst, daher sie ihm auch eine Missbilligung des Königs zuzog." Auch der Bericht von Schön stellt den Vorgang in ähnlicher Weise dar [3]): „Von Niebuhr erfuhr ich gleich nach meiner Ankunft, dass über die Pläne, welche durch Hardenberg bearbeitet waren, mit ihm schon verhandelt sei und er deren Ausführung so verderblich gefunden habe, dass er unmittelbar den König dagegen habe warnen müssen; H. habe nun auf mich provocirt und dies sei die Ursache meiner Berufung." Wie aber auch der Verlauf der Sache gewesen sein mag — und ganz sicher wird sich der Thatbestand erst nach Einsicht der letzten zwischen Hardenberg und Niebuhr gewechselten Briefe beurtheilen lassen —, und sollte auch Niebuhr in der Form der von ihm gethanen Schritte gefehlt haben — er selbst scheint das in dem an den Vater am 18. August gerichteten Briefe einzuräumen [4]) —: von etwas Unehrenhaftem, wie es Klose und Raumer, und besonders Gervinus in unglaublicher Ver-

---

1) A. a. O. S. 515.

2) I, 342.

3) „Aus den Papieren des Minsters Th. von Schön" II, 62 f.

4) Lebensnachrichten I, 344: „Wohl kann man nach dem Ausgang wünschen in einigen Punkten anders gehandelt zu haben. Es ist aber wohl genug, wenn man am Ende, und auch nachdem man Unannehmlichkeiten erfahren hat, im Ganzen an dem Vorgefallenen nichts ändern möchte."

kennung der Verhältnisse, es ihm zur Last legen, kann nicht die Rede sein.

Es liegt zwar dem Zwecke dieser Blätter fern, die Resultate von Hardenberg's weiterer Finanzverwaltung in Betracht zu ziehen. Doch ist es auch für die Beurtheilung von Niebuhr's Verhalten von entscheidender Wichtigkeit, dass bei der späteren Berathung in der dazu eingesetzten Commission von Hardenberg's ursprünglichen Plänen, die Niebuhr in seiner Denkschrift verworfen hatte, bis auf die Zwangsanleihe, die zwar den 27. October 1810 verkündigt war, aber durch Edikt vom 7. September 1811 aufgegeben wurde, nichts beibehalten [1], dass dagegen in Bezug auf die wichtige Grundsteuer „die von Niebuhr ausgesprochene Forderung einer Ausdehnung und Ausgleichung derselben vollständig adoptirt wurde" [2]. Nasse sieht sich durch die Einsicht, welche er in die gesammte Finanzlage der damaligen Zeit gewonnen hat, zu der Aeusserung gedrängt [3]: „In der That, wenn man in dem Ministerwechsel des Jahres 1810 nur die Aenderung des finanziellen Systems sah und das zur Herrschaft gelangte nach dem Werth des vorgelegten Planes beurtheilte, so erscheinen die Besorgnisse, welche Niebuhr ausspricht, ja die Entrüstung über die Oberflächlichkeit, mit der die gefährlichsten Wege als sichere Heilmittel empfohlen wurden, als nur allzubegründet. Die vollständige Werthlosigkeit der Vorschläge, mit denen Hardenberg auftrat, ergab sich schon in der allernächsten Zeit durch das Urtheil einiger Sachverständiger und die Macht des realen Lebens." Bis zu einem gewissen Grade wird man ihm auch Recht geben, wenn er hinzufügt: „Niebuhr übersah aber offenbar, dass für Hardenberg, der Finanzangelegenheiten keineswegs zu seinem Specialfache gemacht hatte, der positive Inhalt seiner Vorschläge eine unwesentliche Nebensache war.

---

1) Nasse a. a. O. S. 340.
2) S. 337.
3) S. 332.

Der Finanzplan bedeutete ihm wohl kaum viel mehr, als ein diplomatisches Mittel, das unvermeidlich war, um ans Ruder zu kommen. Mit der grössten Leichtigkeit liess er die darin ausgesprochenen Gedanken fallen und ersetzte sie durch Besseres, so wie es ihm geboten war. Vor Allem aber hat Niebuhr doch nicht hinlänglich erkannt, dass Hardenberg jedenfalls die zurückgetretenen Minister an geistiger Gewandtheit und staatsmännischer Thatkraft bei weitem überragte, und dass selbst sein an Leichtsinn grenzender Optimismus damals in so fern ein Verdienst war, als er den Staatskanzler auch in anscheinend hoffnungsloser Lage vor muthloser Verzweiflung bewahrte.“ Nur ist mit diesem Urtheil zugleich ausgesprochen, dass mit einer solchen Staatskunst, die doch immer etwas von dem Gefährlichen des Hazardspiels an sich trug, eine so rein sittliche und gründliche Natur, wie die Niebuhr's, auf die Dauer unmöglich zusammenstehen konnte, und dass er recht gethan hat, sich zurückzuziehen, als er seine Grundsätze nicht ungeschädigt aufrecht erhalten konnte.

b. Aus der Periode der römischen Gesandtschaft: 1816—1823.

Es scheint mir angemessen, an die Erörterung von Niebuhr's finanzieller Geschäftsführung gleich dasjenige anzuschliessen, was ich zur Erläuterung und Beurtheilung der zweiten, der diplomatischen in Rom, mittheilen möchte, obgleich zwischen beiden ein Zeitraum von fast sechs Jahren liegt. Wie uns für jene besonders in der trefflichen Arbeit Nasse's ein reiches Material geboten war, so liegt für diese in O. Mejer's lehrreicher Schrift: „Zur Geschichte der römisch-deutschen Frage“ (1 u. 2; Rostock, Stillersche Buchhandlung; 1871, 1872 und 1874) die erste Bearbeitung der für dieselbe in Betracht kommenden Verhältnisse und Vorgänge vor, welche ich in Folgendem vorzugsweise dankbar benutze.

Wenn Mejer gegen das Ende seines Aufsatzes: „Schön

und Niebuhr" am Schlusse der Darstellung der mit beiden geführten Unterhandlungen äussert [1]): „Schön ging um Ende August nach Gumbinnen zurück; Niebuhr wandte sich zu seinen gelehrten Arbeiten; Stein aber hat später eingesehen, dass er beide nicht mit Recht getadelt hatte, und auch Hardenberg ist ihnen wohlgesinnt geblieben"; — so dürfen wir eine Bestätigung der letzten Bemerkung in Bezug auf Niebuhr darin erkennen, dass der Staatskanzler ihn im Jahre 1815 zur Ausführung der schwierigen Aufgaben des römischen Gesandtschaftspostens ausersah. Schon bald nach dem Ausbruch der Freiheitskriege war Niebuhr wieder zu wichtigen Staatsgeschäften hinzugezogen worden. Wie eifrig er auch vorher in jeder Weise für die gute Sache, die ihn ganz erfüllte, zu wirken suchte, davon sind schon oben die Beweise angeführt worden. Aus Familienpapieren, die mir einzusehen gestattet worden, darf ich hinzufügen, dass er auf seine Kosten einen jungen Mann als Jäger zum Dienst bei den Freiwilligen equipirte und weiter unterstützte, dass er wiederholt bedeutende Summen zu den Bedürfnissen der Armee einsandte, dass er einen grossen Theil seines Silbergeschirrs in die Münze schickte. Zwei andere Züge seiner werkthätigen Theilnahme mögen aus den „Erinnerungen aus dem Leben des Generallieutenant C. von Röder" hier noch ihre Stelle finden. Röder erzählt [2]): „Der theure Niebuhr in seiner grossen Liebe besuchte mich auch hier. Seine rührende rege Theilnahme für die Armee hatte ihn auch veranlasst, die Lazarethe in Glatz zu besuchen. Es geschah ihm nicht genug für die Soldaten, obgleich im Ganzen geschah, was den Umständen nach möglich war. So meinte er, man müsse den Verwundeten dort den Genuss des Tabackrauchens gewähren und diesen liefern. Ich entgegnete, wir brauchten eben das Geld nöthig zu Pulver und Kugeln; es sei eine Zeit der Entbehrung; wir Offiziere

1) A. a. O. S. 521.
2) A. a. O. S. 107 f.

müssten auch sehen, wie wir durchkämen. Dem ungeachtet hörte ich nachher in dem Lazareth zu Glatz, dass ein Fremder gekommen sei, habe in der Stadt bei den Kaufleuten den Taback aufgekauft und diesen, ohne seinen Namen zu nennen, den Soldaten im Lazareth geschenkt: es war Niebuhr. Dieses war um so anerkennenswerther, als er selbst eher ein Feind als ein Freund des Tabackrauchens war."

„Noch in grossartigerem Sinne ist mir aus späterer Zeit etwas von ihm bekannt. Er erkundigte sich einmal bei mir nach einem Offizier; ich konnte ihm sagen, dass er sehr gut gedient habe und ruhmwürdig in der Schlacht gefallen sei. Lange Zeit nachher erfuhr ich zufällig, nicht durch ihn, dass er die hinterlassene Familie dieses Offiziers eine Reihe von Jahren bedeutend unterstützt habe, ich glaube mit 200 Thlr. jährlich. Um dies zu können, hatte er seine Equipage abgeschafft."

Das Frühjahr und einen Theil des Sommers 1814 brachte er zum zweiten Mal in Holland zu, dieses Mal zu den Verhandlungen mit den englischen Commissarien über den Subsidienvertrag. Dass Hardenberg ihm für seine in dieser Zeit abgefasste Schrift: „Preussens Recht gegen den sächsischen Hof" [1]) die lebhafteste Anerkennung aussprach, ist oben erwähnt worden. In dieselbe Zeit fällt die kräftige Abwehr, welche Niebuhr und Schleiermacher gegen die Schrift des Geheimenrath Schmalz „Ueber politische Vereine" richteten [2]), worin dieser ehemalige Mitglieder des Tugendbundes böswillig

---

[1]) Berlin, in der Realschulbuchhandlung 1814. — Niebuhr's Sohn bemerkt in der Vorrede zu den Nachgelassenen Schriften (1842), S. V: „Nur mit Bedauern konnte man sich den Wiederabdruck dieser Schrift, die ein wahrer Spiegel deutscher Gesinnung ist, versagen. Aber man würde alte, eben vergessene Erinnerungen wieder erneuern, die um der deutschen Einheit willen begraben sein sollen."

[2]) „Ueber geheime Verbindungen im preussischen Staat und deren Denunciation" von B. G. Niebuhr (Berlin 1815) und: „F. Schleiermacher an den Herrn Geheimenrath Schmalz. Auch eine Recension." (Berlin, im November 1815.)

verdächtigt und namentlich die politischen Schriften E. M. Arndt's als staatsgefährlich denunciirt hatte. Arndt bewahrte Niebuhr für diesen wie für spätere Beweise seiner Freundschaft stets eine herzliche Anhänglichkeit.

Wenige Wochen nach dem Tode seiner Frau (20. Juni 1815) wurde ihm der Antrag gemacht: als preussischer Abgesandter nach Rom zu gehen, um mit dem päpstlichen Stuhle über die Einrichtung der katholischen Kirche im preussischen Staate zu unterhandeln und eine Uebereinkunft abzuschliessen [1]. Die Grundsätze, nach welchen diese Unterhandlungen zu führen seien, waren von dem Director im auswärtigen Ministerium C. G. von Raumer (Oheim des Historikers) schon in einem Memoire vom 8. September 1814 aufgestellt und dem Staatskanzler zur Prüfung übergeben worden. Es war darin directe Unterhandlung mit Rom durch einen dorthin abzusendenden Geschäftsträger empfohlen worden. In Bezug auf die Person desselben hiess es [2]: „Man meide, a) einen Prälaten, b) einen Katholiken, c) einen zu hoch charakterisirten Mann nach Rom zu senden.“ Wenn Hardenberg diese negativen Gesichtspunkte, mit welchen er sich einverstanden erklärt hatte, in Niebuhr's Person erfüllt sah, so wird ihn zu der Wahl doch vor Allem, wie Mejer mit Recht hervorhebt, die Erwägung bestimmt haben: dass er als Gelehrter von einem Range, wie es keinen höheren gab, als ein ernster, edler Mann durch seine tiefe religiöse Gesinnung, wie durch seine vielseitige wissenschaftliche Bildung der würdigste Vertreter des preussischen Staates in Rom sein werde [3]. Niebuhr hielt es in seiner damaligen Vereinsamung für Pflicht, den das ehrenvollste Vertrauen bekundenden Antrag anzunehmen. Nach dem ersten Plane hätte er schon im Herbst 1815 seinen Posten antreten sollen. Allein die Vorarbeiten zogen sich bis in den Sommer 1816 hin.

---

1) Lebensnachrichten II, 115 f.
2) Mejer a. a. O., Bd. II, 2. S. 23.
3) A. a. O. S. 34. 35.

Unter dem 3. März 1816 hatte er seine officielle Ernennung in der Eigenschaft eines Envoyé extraordinaire et ministre plénipotentiaire erhalten: doch erst, nachdem er sich im Juni mit seiner zweiten jugendlichen Gattin, einer Nichte seiner Freundin Hensler [1]) verbunden hatte, trat er im Juli die Reise nach Rom an, wo er nach längerem Aufenthalt in München und Verona am 7. October eintraf.

Wir wissen (S. 13), dass Niebuhr, so lange auch die vorbereitenden Arbeiten ihn in Berlin zurückgehalten hatten, ohne genügende Instructionen für die zu führenden Verhandlungen hatte abreisen müssen, und dass er die vollständige Ausfertigung derselben erst im Frühjahr 1820 (sie ist vom 23. Mai 1820) zugesandt erhielt. Die Gründe dieser für ihn äusserst peinlichen Verzögerung, die ihm einen guten Theil der Freude an seinem römischen Aufenthalt verkümmerte, hat Mejer in seiner Darstellung des Verlaufes der Geschichte und der darauf einwirkenden Umstände ausführlich erörtert. [2]) Wir heben aus derselben als die wichtigsten Gründe des Verzugs folgende hervor: Erstens traten durch die Uebertragung des Ministeriums der geistlichen und Unterrichts-Angelegenheiten an von Altenstein (3. November 1817) und des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten an den Grafen Christian Günther von Bernstorff (Sohn des grossen dänischen Ministers Andreas Peter Bernstorff) im August 1818 in der oberen Leitung der Geschäfte, zu welchen auch die Ausführung von Niebuhr's Aufträgen gehörte, so wichtige Aenderungen ein, dass beide Männer Zeit bedurften, um ihre Stellung zu den hier in Betracht kommenden Fragen zu nehmen. Sodann hielt die preussische Regierung, und namentlich Fürst Hardenberg selbst, bei der Neuheit der Unterhandlungen mit der römischen Curie über die kirchlichen Verhältnisse der neuen zum Theil überwiegend katholischen Provinzen die grösste Vorsicht für geboten, und wünschte das Resultat

[1]) Lebensnachrichten II, 115.

[2]) A. a. O., Bd. II, 2. S. 36—116 u. 277—300.

der schon angeknüpften Verhandlungen der bayerischen und hannoverschen Regierung mit Rom abzuwarten. Dazu kam die merkwürdige Bewegung in der katholischen Kirche selbst, welche, besonders von dem Generalvikar des Bisthums Constanz J. H. von Wessenberg geleitet, in Süddeutschland eine bedeutende Ausbreitung erlangt und nach dem Vorgang ähnlicher Bestrebungen in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts sich die Errichtung einer deutschen Nationalkirche zum Ziel gesetzt hatte, und die damit in Zusammenhang stehenden Bemühungen süddeutscher Staatsmänner, durch gemeinsame Unterhandlungen mit Rom eine freiere Stellung zur Curie zu erlangen, welche unter des württembergischen Bundestagsgesandten, von Wangenheim's, Leitung im Frühjahr 1818 zu den Conferenzen von Delegirten verschiedener deutscher Staaten in Frankfurt und zu den Beschlüssen über eine collective Behandlung der kirchlichen Interessen führten. Niebuhr hat über diese Versuche zu einer Reorganisation der katholischen Kirche in Deutschland ungünstig gedacht und seiner Regierung mit grösster Offenheit in seinen Berichten seine Ueberzeugung ausgesprochen. Am deutlichsten tritt seine Ansicht darüber in einem Briefe an die Hensler vom 20. Juni 1818 hervor [1]: „Der König ist von Verona abgereist und auch Hardenberg, und es kamen keine Instructionen. Unterdessen verderben die Frankfurter Unterhandlungen Alles. Sie träumen, sie könnten eine Kirchenreformation machen, weil sie neuerungslustig sind, und ahnden nicht, dass solche Werke nur gelingen können, wenn Herzen sich dabei erheben, wie in Luthers Zeit, während sie selbst nichts dabei empfinden und bei einem Regulativ äusserer Verhältnisse auch Niemand etwas empfinden kann. Werkzeuge des Guten mögen sie vielleicht sein; aber ihr Weg ist so falsch, wie Luthers Weg richtig war."

[1] Lebensnachrichten II, 352. Ausführlicher hat Niebuhr die Gründe seiner Ansicht in dem „Schreiben eines Protestanten an einen Katholiken" dargelegt, das in den Nachgel. Schriften S. 501 ff. abgedruckt ist. Vieles darin wird auch unter den gegenwärtigen Verhältnissen Beachtung verdienen.

Wenn Hardenberg von der einen Seite über solche, wie er glaubte, zu weit gehende Ansprüche an die Curie bedenklich wurde [1], so wurde er von der anderen nicht minder unangenehm durch das Auftreten von Görres berührt, welcher um dieselbe Zeit in seiner Schrift: „Deutschland und die Revolution" die Forderungen der römischen Kirche mit leidenschaftlicher Beredtsamkeit geltend zu machen suchte. Die Folge von dem Allen war, dass die Instructionen für Niebuhr, die im Mai 1818 zwischen den Ministern des Cultus und der auswärtigen Angelegenheiten vereinbart und ausgearbeitet und dem Staatskanzler in Abschrift übergeben waren, „volle zwei Jahre in Fürst Hardenberg's Cabinette stille lagen, um hierauf bestätigt zu werden ohne Veränderung" [2].

Musste dieser Aufschub der Geschäfte für Niebuhr in hohem Grade verdriesslich sein, so brachte ihm ein anderes Verhältniss zu derselben Zeit vielfachen Verdruss und Kummer. Der preussische Generalconsul Bartholdy, der aus dem Bureau Hardenberg's durch Benutzung der Bekanntschaft, die er am Wiener Congress mit dem Cardinal Consalvi gemacht hatte, in seine Stellung in Rom gekommen war, hatte Niebuhr's Sendung ungern gesehen und es sich zur Aufgabe gemacht, ihn zu verdrängen. Von ihm stammen grossentheils die Verleumdungen und böswilligen Insinuationen, welche gegen Niebuhr's Geschäftsführung in Rom verbreitet worden sind. Schon 1817 im Herbste hatte er durch seine Berichte an das Ministerium dahin zu wirken gesucht, dass ihm selbst die Verhandlungen mit dem päpstlichen Hofe an Niebuhr's Stelle, dem er unter Anderm „Frömmelei" Schuld gab, übertragen

---

1) Vgl. Mejer a. a. O. S. 292 f.

2) Mejer a. a. O. S. 266. Derselbe berichtet Bd. III, S. 114: „Es ist die alte Vorlage, deren damaliges Datum (23. März 1818) jetzt durch Rasur in 23. Mai 1820 verändert wurde. Auf ihren Inhalt hatten also die zwischenliegenden Verhandlungen nicht influirt; nur in der nunmehrigen Ausführungsanweisung zeigen sich Spuren von Niebuhr's Einwirkungen."

werden möchten. Dass er seine Zwecke nicht erreichte, hatte besonders seinen Grund in der würdigen Weise, in welcher Altenstein's Räthe Nicolovius und Schmedding den abwesenden Gesandten vertraten. Im Jahre 1818, zur Zeit des Aachener Congresses, suchte Bartholdy noch einmal durch persönliche Einflüsterungen bei dem Fürsten Hardenberg gegen Niebuhr zu intriguiren. Gegen die damaligen Machinationen ist der Minister von Altenstein selbst nachdrücklich eingetreten. „Mir hat der Staatskanzler noch gar nicht von Bartholdy gesprochen", schreibt er aus Aachen am 9. November an Nicolovius; „ich werde gewiss die Hand nicht dazu bieten, dass Niebuhr gekränkt werde, sondern im Gegentheil Alles zu verhüten suchen, was ihm unangenehm sein könnte, wenn es versucht sein sollte." Niebuhr äusserte sich gegen die Hensler den 27. März 1818 über diese Umtriebe so [1]: „Ein wahrer Unstern ist der Aufenthalt des Bartholdy, eines von jenen, mit denen Hardenberg sich unglücklicherweise umgeben und der den Cardinal Consalvi, dem er sich zu London und Wien durch Dienstleistungen verpflichtet, gewonnen hatte von Hardenberg zu erbitten, dass er hier als Generalconsul angestellt werden möchte. Jetzt hat er ihn kennen gelernt und bereut seine Empfehlung. Dass dieser alles anwendet, um mich in Berlin zu verleumden, versteht sich."

Während der langen Zeit des vergeblichen Harrens auf die verheissenen Instructionen hatte sich Niebuhr's persönliches Verhältniss zu dem Cardinal-Staatssekretär Consalvi in dem mannichfachen Geschäftsverkehr über Fragen von minderer Wichtigkeit ungemein freundlich gestaltet. Er hatte vor seiner Einsicht wie vor seiner Gesinnung grosse Achtung gewonnen [2], und für den im Unglück schwer geprüften, hoch

---

[1]) Lebensnachrichten II, 342.

[2]) Ich kann mich nicht enthalten, aus den 1864 in Paris von J. Crétineau Joly herausgegebenen Mémoires du Cardinal Consalvi eine Stelle aus einem Privatbriefe Niebuhr's an Consalvi vom 2. Dec. 1821 mitzutheilen, welche zugleich von Niebuhr's vertrautem Verhältniss zu

bejahrten Papst Pius VII. empfand er eine wahrhaft kindliche Pietät. Es ist keine Frage, dass diese seine persönliche Stimmung ihn zu einer möglichst schonenden Form in seinen Verhandlungen mit der Curie geneigt machte; er äussert sich darüber am bestimmtesten in dem ausführlichen Memoire, welches er den 15. October 1819 in der Absicht, noch einmal eine letzte Pression auf die Beschleunigung seiner Instructionen zu üben, an das auswärtige Ministerium einsandte, und welches Mejer [1]) fast vollständig mitgetheilt hat. Gewiss er befand sich in einem gefährlichen Irrthum, wenn er unter dem Einfluss der damals leitenden Persönlichkeiten von dem römischen Hofe urtheilt: „dass seine Harmlosigkeit im neunzehnten Jahrhundert bis zu seinem in den Veränderungen, welche Europa bedrohen, allerdings unvermeidlichen Untergang immer nur zunehmen könne“ [2]). Aber auf den Inhalt der seinen Instructionen und seiner eignen Ueberzeugung gemäss

---

dem Cardinal, und von seinem Interesse für eine Frage, die gegenwärtig Europa wieder lebhaft beschäftigt, einen merkwürdigen Beweis gibt. Der Cardinal hatte ihm von einer Annäherung des russischen Cabinets an die Curie bei dem Beginn des griechischen Aufstandes Nachricht gegeben. N. antwortete darauf:

„Je suis infiniment reconnaissant à Votre Eminence de la communication, qu'Elle a bien voulu me faire de la note et de la circulaire de M. de Stroganoff. Voilà donc le Rubicon passé.

„Sans égard au schisme plus d'une fois les Papes se sont prononcés dans les siècles passés pour sauver les Grecs en faisant combattre les infidèles. Serais-je visionnaire en supposant que le moment serait beau pour un Pape aussi généralement vénéré que Pie VII, d'influer d'une manière grande et brillante sur les destinées de l'Europe en se faisant le médiateur pour l'expulsion des Turcs et l'établissement de nouveaux états sans aggrandissement quelconque pour les états voisins? Ne pourrait il pas résulter un bien immense d'une démarche glorieuse, qui consoliderait d'une manière toute nouvelle et conforme aux circonstances de nos jours la dignité et la considération du Saint Siége? L'empereur Alexandre en serait frappé.“

[1]) A. a. O., Bd. III, S. 94—107.

[2]) S. 101.

zu stellenden Forderungen und auf die Festigkeit und Zähigkeit, womit er sie den diplomatischen Künsten der Curie gegenüber durchfocht, hat seine persönliche Neigung keinen Einfluss geübt. Bemerkenswerth ist in dieser Beziehung eine Aeusserung, welche der Cardinal Consalvi in einem Schreiben an den Fürsten Hardenberg vom 11. October 1820 gegen diesen thut: „Ayant nommé plusieurs fois dans cette lettre Mr. de Niebuhr, je ne me dispenserai pas de dire à Votre Altesse, qu'ayant traité toute cette affaire avec lui je ne puis que me louer de sa loyauté et de l'empressement qu'il a mis de son côté pour conduire la négociation à un heureux résultat également désiré des deux parties; mais (que V. Altesse me permette de badiner un instant dans une affaire aussi sérieuse) je pense, que si j'avais eu à traiter avec Elle, Elle m'aurait peut-être fait suer moins.“ [1])

Am 23. Mai 1820 unterzeichnete der König die für Niebuhr bestimmten Instructionen (vgl. oben S. 74), und am 6. Juni ging der Legationsrath Balan mit denselben und dem Hardenbergischen Begleitschreiben [2]) nach Rom ab. Niebuhr empfing sie Anfang Juli mitten in der heftigen Aufregung, welche der Ausbruch der neapolitanischen Revolution in Rom hervorgerufen hatte. Ueber den Gang der Verhandlungen, welche Niebuhr den 22. Juli in einer ausführlichen Note an Consalvi [3]) eröffnete, bis zu ihrem Abschluss in den letzten Tagen des März 1821 sind wir jetzt sowohl durch Mejer's aus archivalischen Forschungen geschöpfte Darstellung, wie durch Friedberg, der die wichtigsten in Betracht kommenden Actenstücke mitgetheilt hat, authentisch unterrichtet. Es ist nicht unsere Absicht, hier in ein näheres Detail über dieselben einzugehen. Es genügt, hervorzuheben, dass Niebuhr durch seine eifrigen Bestrebungen so günstige Resultate er-

1) Mejer a. a. O. S. 137, N. 3.
2) Ebendas. S. 114 ff.
3) Grösstentheils mitgetheilt von Mejer a. a. O. S. 118—124.

reichte, dass der Staatskanzler und Graf Bernstorff ihm unter dem 23. November schreiben liessen [1]):

„Gewiss ist es für uns eine sehr angenehme Pflicht, Ihnen für den erreichten Erfolg den grössten Beifall zu zeigen. Die gründlichste Kenntniss des Gegenstandes und der Verhältnisse, der Personen und der Sachen sprechen sich überall in Ihrer Unterhandlung und in Ihren Berichten aus, und wenn wir uns bestrebt haben, das Ziel, wohin wir zu gelangen wünschen, ganz in Gemässheit der Absichten Sr. Majestät des Königs aufzustellen, so gebührt Ihnen der Ruhm, die Mittel zu diesem Zweck mit grosser Umsicht und Localkunde gewählt zu haben."

Die grösste Schwierigkeit machte die Frage über den Wahlmodus der Bischöfe: es kam darauf an, das Veto des Königs gegen missliebige Capitelwahlen uneingeschränkt zu behaupten. Auch hier gelang es Niebuhr, nach längeren Verhandlungen von dem Cardinal Consalvi die Zustimmung zu einer Wahlform zu erreichen, mit welcher Hardenberg und Bernstorff sich einverstanden erklärt hatten. Am 10. Februar 1821 konnte er dies günstige Resultat dem Grafen Bernstorff nach Laybach melden, wohin dieser sich mit dem Staatskanzler zum Congress begeben hatte. Hardenberg ging bald darauf nach Rom, wo er den 6. März eintraf. Nachdem er sich von Niebuhr über den Stand der Verhandlungen hatte unterrichten lassen, beauftragte er diesen, die Einwilligung der preussischen Regierung zum Abschluss der vereinbarten Convention formell zu erklären, was dieser in einer Note vom 20. März 1821 [2]) in Ausführung brachte. Er konnte sodann am 27. März an den Minister Bernstorff berichten [3]): „Es gereicht mir zu grosser Freude, Ew. Excellenz unterthänigst melden zu können, dass unsere Unterhandlung mit dem römischen Hofe zum erwünschten Abschlusse gelangt ist." „Wir

---

1) Friedberg, Der Staat und die Bischofswahlen in Deutschland; Aktenstücke, S. 12.

2) Ebendas. S. 24.

3) Ebendas. S. 25.

verdanken", fügt er hinzu, „diese so glückliche Beschleunigung der Reise Sr. Durchlaucht des Herrn Staatskanzlers hieher." Unter dem 16. Juli 1821 ist die Bulle *de salute animarum* erlassen worden, welche bis auf den heutigen Tag, trotz der eingetretenen Wirren, die Grundlage der Verhältnisse des preussischen Staates zur römischen Curie bildet.

Uebelwollende haben mit einer Art Schadenfreude darauf hingewiesen, wie dem Staatskanzler wenige Tage des Aufenthaltes in Rom genügt hätten, um ein Werk zu Stande zu bringen, an welchem Niebuhr Jahre lang vergeblich gearbeitet habe. Wie weit eine solche Behauptung von der Wahrheit entfernt ist, beweist die obige kurze Darstellung des Herganges. Niebuhr selbst hat sie in einem Briefe an die Hensler [1]) genügend widerlegt: „Ich habe diese Beendigung der Unterhandlungen mit der Beseitigung persönlicher Rücksichten erkauft und den Schein der Ehre, das Geschäft vollendet zu haben, daran gegeben. Das geistliche Ministerium indess weiss und erkennt, dass es nichts geringes ist, diese Sache in acht Monaten (nach Empfang der Instructionen) zu Ende gebracht zu haben, während andere Gesandtschaften vier Jahre vergebens daran arbeiten. Und in welcher Zeit wurde unterhandelt!" — Nämlich nach dem Ausbruch der Revolution in Neapel: „dans une époque de crise", heisst es in der Note an Consalvi, „qui détourne forcément l'attention des gouvernemens du soin paisible de régler les institutions". Und in gleichem Sinne schrieb er schon den 28. März an Nicolovius [2]): „Liebster Freund, umarmen Sie mich, die Unterhandlung ist vollendet, nach Wunsch vollendet! — Sie werden von Graf Bernstorff Alles erfahren. Hardenberg's Reise hieher ist wirklich ein Glück gewesen: es kostet mich nichts weiter als das Opfer, ihm den Schein zu lassen, dass er die Sache vollendet habe. Und da er eben dadurch an ihre Ausführung

1) Lebensnachrichten II, 198.

2) Ebendas. S. 466.

und Erfolg gebunden wird, so trieb ich den Cardinal Consalvi, zu ihm in meiner Gegenwart so zu reden und es selbst in seiner Note auszusprechen. — Doch freue ich mich des gelungenen Werkes. Ich begann es ohne alle Hoffnung, ans Ziel zu gelangen: nun sind wir die ersten." Man sieht leicht, dass der Ausdruck der Courtoisie gegen Hardenberg in der obigen Depesche an Bernstorff in demselben Sinne zu verstehen ist. Was wohlgesinnte Beurtheiler seinen Worten glauben durften, ist jetzt auch durch die aktenmässige Darstellung bei Mejer und Friedberg erwiesen. Jener äussert sich nach der archivalisch begründeten Darlegung der Verhandlungen und ihrer Erfolge über Hardenberg's Eintreten in dieselbe so[1]): „Dass Nichts oder so gut wie Nichts mehr zu verhandeln, sondern die wichtige von Niebuhr geführte Negociation nur noch formell abzuschliessen sei, war, wie aus dem bisherigen hervorgeht, so Hardenberg wie Niebuhr unverborgen." Friedberg, der mit dem allgemeinen Standpunkte Niebuhr's der römischen Curie gegenüber nicht einverstanden ist, erklärt zum Schlusse seiner Darstellung: „Wohl hatte Niebuhr ein Recht, sich des Resultates zu erfreuen; war ihm doch gelungen, das Listenverfahren [bei den Bischofswahlen] und die dadurch erwachsende Beschränkung des landesherrlichen Veto völlig zu umgehen." Und hierin hatte eben die letzte Schwierigkeit gelegen, welche noch dem Abschluss im Wege stand.

Niebuhr hatte in einem Schreiben an den Staatskanzler nach Laybach den 11. Januar 1821, in welchem er den päpstlichen Abgesandten Mazio, der sich ebenfalls dorthin begab, bei ihm einführte, dringend gerathen, die Anwesenheit dieses Prälaten zur Erledigung einiger noch streitigen Punkte zu benutzen, und dabei hinzugefügt: „Mir liegt an der Gloriole nichts, dass die letzten Schwierigkeiten durch mich gehoben werden; aber ich wünsche sehnlich, dass eine für den Staat

---

1) A. a. O. S. 155.

so wichtige Sache glücklich entschieden werde.“ Dennoch ist ihm die Freude an dem endlichen Gelingen des schwierigen Werkes durch die auffallende Absichtlichkeit getrübt worden, mit welcher Hardenberg während und nach seiner kurzen Anwesenheit in Rom das Hauptverdienst desselben sich anzueignen suchte. In seinem Rescript an das auswärtige Ministerium vom 31. März schreibt er allerdings noch: dass ihm der Abschluss der Convention „unter eifriger und umsichtsvoller Mitwirkung des Gesandten“ gelungen sei. In seinem Schreiben an den König vom folgenden Tage heisst es schon: „Ich habe das Vergnügen, Ew. Königl. Majestät ehrerbietigst zu melden, dass ich so glücklich gewesen bin, die für Höchstdero katholische Unterthanen und überhaupt in der gegenwärtigen unruhigen Zeit doppelt wichtigen Diöcesan- und geistlichen Angelegenheiten, mit Hülfe des Gesandten Niebuhr, bei meiner Anwesenheit vollkommen zu beendigen.“ [1]) Wie es sich mit dieser „mit Niebuhr's Hülfe“ gelungenen Beendigung der wichtigen Angelegenheiten durch den Staatskanzler in der That verhielt, hat jener unmittelbar nach der Schlussverhandlung (den 23. März) gegen Stein, der sich gleichfalls in Rom aufhielt, sehr anschaulich geschildert [2]): „Wir haben diesen Abend die anberaumte Conferenz mit dem Staatskanzler gehabt, Cardinal Consalvi und ich, und Alles ist abgemacht. Der Cardinal hatte sich die Punkte des Inhaltes meiner letzten Note ausziehen lassen und trug die Antworten vor, welche ich mit seinem Sekretär verabredet hatte. Herr von Hardenberg sagte ‚Ja‘ und wusste nicht, wovon die Rede war. Der Cardinal wiederholte, wie ich ihn instruirt hatte, ein Mal über das andere die Versicherung, dass es ihm ein angenehmes Vergnügen sei, die Sache mit dem Staatskanzler persönlich beendigen zu können, und dass er auf ihn zähle, dass die Ausführung nach Wunsch gehen werde, und dass er im Vertrauen auf ihn handle

1) Mejer a. a. O. S. 164.
2) Pertz, Aus Stein's Leben II, 483.

u. s. w. — kurz Alles, was einem Italiener zu sagen nichts kostet. Es war eine vollkommene und sehr anmuthige Farce: aber das Ziel ist erreicht." Als aber Hardenberg einige Zeit später Niebuhr die von ihm selbst concipirte Cabinetsordre des Königs vom 9. Juni 1821 zuschickte, in welcher es ohne irgend eine Erwähnung seiner Mitwirkung hiess, dass „der König die Resultate der von dem Herrn Staatskanzler bei seinem Aufenthalte in Rom beendigten Unterhandlung genehmige"; da empfand er diese absichtlich ihm zugefügte Kränkung sehr schmerzlich. Er beklagt sich den 11. August gegen Stein darüber, dass „der König oder sein Concipient (dass dies Hardenberg war, wussten beide) sogar ignorire, dass ausser dem Herrn Staatskanzler irgend Jemand in der Sache zu thun gehabt, wenigstens brauchbar darin gearbeitet hat. Ew. Excellenz werden finden, dass es stark ist, mir eine geflissentlich so abgefasste Cabinetsordre zuzuschicken. Die erste natürliche Regung ist, darauf seine Entlassung zu fordern; — ich habe sie besiegt." Stein hatte schon früher seinen gerechten Unwillen zu beschwichtigen gesucht und ihm bereits, als Hardenberg sein Erscheinen angekündigt hatte, am 5. März geschrieben [1]): „Der Gedanke an die Wichtigkeit Ihres Berufes, die kirchlichen Verhältnisse von 4½ Millionen Menschen wiederherzustellen, muss Sie, mein lieber Freund, stärken und milde machen; so dass Sie das Drückende der Erscheinung, die doch nur von kurzer Dauer und vorübergehend ist, mit Resignation tragen: darum bitte ich Sie dringend und inständigst." In ähnlichem Sinne wird Stein auch weiter auf Niebuhr's verletztes Gemüth lindernd und beruhigend eingewirkt haben. „Stein wird wohl noch einen Monat hier bleiben", schreibt er den 17. März 1821 an die Hensler [2]); „seine ganze alte Liebe für mich ist erwacht und die meinige war leicht zu wecken, so dass wir in einem sehr herzlichen Verhältniss

1) Pertz a. a. O.
2) Lebensnachrichten II, 465.

leben. Das Alter steht ihm schön, und ich kann nur mit Wehmuth an ihn denken; es ist doch wohl das letzte Mal, dass wir uns sehen, und ich danke Gott, dass wir uns so wiedergesehen haben."

Unter solchen Einflüssen gewann Niebuhr bald Gemüthsruhe und Geistesfrische genug wieder, um die oft noch sehr schwierigen und verdriesslichen Verhandlungen mit den päpstlichen Commissarien über die zur Ausführung der Convention zu erlassende Bulle zu erwünschtem Abschluss zu bringen. Dieselbe ist, wie schon bemerkt, am 16. Juli 1821 mit allseitiger Zustimmung publicirt worden, und der Cardinal Consalvi schliesst sein Begleitschreiben an den Fürsten Hardenberg von demselben Tage mit den Worten [1]: „Je m'estime très heureux et très honoré d'avoir terminé cette négotiation directement avec V. A. Elle me permettra de rendre aussi la justice, que je dois à Mr. le Chev. de Niebuhr, qui n'aurait pu y mettre de son côté plus de zèle et plus d'intérêt."

Ueber den Geist, in welchem Niebuhr seine Aufgabe der römischen Kirche gegenüber von Anfang in seinen Unterhandlungen aufgefasst hat und dem er bis zu Ende treu geblieben ist, hat er sich selbst am klarsten in seiner Denkschrift an das auswärtige Ministerium vom 15. October 1819 ausgesprochen [2]. Ich will über diesen seinen Standpunkt den Mann reden lassen, der ihm seit dem Sommer 1818 in Rom am nächsten gestanden hat, Bunsen. Er sagt in dem Aufsatz „Niebuhr als Diplomat in Rom" [3]) über sein Verhältniss zu dem Gegenstande der kirchlichen Unterhandlungen: „Niebuhr's eigne Ansicht beruhte ganz auf den drei Grundzügen seines

---

1) Mejer a. a. O., Bd. III, S. 172, N. 2.

2) S. oben S. 78. Mejer hat die Grundzüge von Niebuhr's Denk- und Sinnesweise in dieser Beziehung in einem am 5. Febr. 1866 im Evangelischen Verein zu Berlin gehaltenen Vortrage (gedruckt in Rostock, in der Stillerschen Buchhandlung 1867: „Eine Erinnerung an B. G. Niebuhr") übersichtlich zusammengestellt.

3) Lebensnachrichten III, 325 ff.

Wesens: gewissenhafter Religiosität, unbestechlicher Rechtlichkeit und brennender Vaterlandsliebe." Er weist es eingehend nach, wie diese Gesinnungen stets sein Verfahren durchdrungen, alle seine Schritte geleitet haben: „wie er Alles, was er als wirkliche Bedürfnisse und wesentliche Freiheiten seiner Mitunterthanen und Mitbürger in der katholischen Kirche erkannte, in einem treuen, sorgenden, mitleidenden Herzen landsmännischer und christlicher Liebe trug, von der Armuth der Pfarrer am Rhein bis zu den Wahlrechten deutscher Domkapitel".

„Die Regierung war nach Niebuhr's Ueberzeugung verpflichtet, für die Anstalten zu sorgen, welche zum Bestehen und Gedeihen jener Kirche im Lande nothwendig waren. Hinsichtlich des Erziehungswesens hielt er die Nationalität desselben, mit geziemender Berücksichtigung der religiösen und kirchlichen Bedürfnisse, für unerlässlich und jede Einmischung eines fremden, absondernden und trennenden Elementes in das grossartigste Bildungs- und Erziehungssystem der neueren Zeit für eben so verderblich, als er die Kirchlichkeit der bischöflichen Seminarien zum Schlusse der klerikalischen Bildung für wesentlich gerecht und heilsam erachtete. — Ein Concordat abzuschliessen, war ihm von Anfang an ein in jeder Beziehung unzulässiger Gedanke, weil er wusste, dass ein solches überhaupt, bei der Stellung des ausgebildeten europäischen Staates zur römischen Kirchengewalt mit Redlichkeit nicht abgeschlossen werden kann, selbst abgesehen von der besonderen Stellung einer protestantischen Regierung. Hätte er diese Ueberzeugung nicht nach Rom mitgebracht, so würde sie sich ihm, nach seinen Grundsätzen als römischem Geschichtschreiber und deutschem Staatsmann, aufgedrängt haben durch die Verhandlungen und Abschlüsse, deren Zeuge und Richter er dort war. Seine Urtheile darüber werden einst als Schatzgrube für denkende Staatsmänner und des öffentlichen Lebens kundige Historiker erscheinen.

„Nach Niebuhrs Ansicht sollte die Unterhandlung mit Rom keinen andern Zweck haben, als den nach reiflichen Berathungen gefassten Beschlüssen, in Folge einer offenen und geraden Verständigung über die einzelnen praktischen Punkte, die kanonische Form und der neuen katholischen Kirche im Lande eine feierliche Grundlage zu geben. Beide Theile, meinte er, müssten in dem gemeinsamen Gegenstande ihrer Fürsorge und in der Wichtigkeit der praktischen Punkte der Verständigung, ja in der noch grösseren Wichtigkeit der Thatsache einer solchen endlichen Verständigung allein den Grund und Boden für freundschaftliche Verhältnisse gewinnen, den die streitenden Principien nicht gewähren können. Ein solches Verständniss werde Kirche wie Staat förderlich und dem Frieden der Welt und unter dessen Flügeln der freien Entwicklung des europäischen Lebens eine feste Schutzmauer sein. In allen diesen in ihm persönlich lebenden Ansichten hatte Niebuhr sich während seiner Unterhandlungen der vollsten Zustimmung seiner Regierung zu erfreuen [1]).

„Wenn er sich in dieser Ansicht täuschte, wenn es ein Irrthum war, dass eine grundsätzlich für das Beste ihrer Unterthanen handelnde evangelische Regierung ihre erleuchteten landesväterlichen Absichten mit der römisch-katholischen Kirche in ihrem Lande durch Verständigung mit Rom verwirklichen könne: wenn trotz jener Gesinnungen gehässige Aufreizung und hierarchische Anmassung den Frieden Deutschlands

[1]) L. Ranke urtheilt, offenbar nach Einsicht der Akten, über den Geist, in welchem die damaligen Unterhandlungen mit Rom geführt worden sind, in seinem Aufsatz: „Staatsverwaltung des Cardinals Consalvi“, in der Histor.-polit. Zeitschrift 1832. III, S. 664 ähnlich: „Der römische Hof verstand sich dazu, die Diöcesen auf die Weise, wie man es ihm vorgeschlagen, zu beschränken und einige alte bischöfliche Sitze fallen zu lassen. Dafür finden wir auch in der preussischen Unterhandlung nicht jene peinlichen und den wechselseitigen Verdacht rege haltenden Bestimmungen. — Es ist ein grossartiges Verfahren, wie es der Bedeutung und der Würde dieses Staates zukam.“

und die Ruhe der Welt, die durch jene Verständnisse gesichert werden sollten, mit neuen Stürmen bedrohen, so mag Niebuhr's Asche auch hierüber in Frieden ruhen. Niebuhr theilt alsdann jenen Irrthum mit den edelsten Geistern seines Volkes, und er und sie werden der Nachwelt vielleicht um so theurer sein dieses Irrthums willen."

Uebrigens täuschte sich Niebuhr nicht über die Tendenzen, die von einer fanatischen Partei in Rom schon zu seiner Zeit angeregt und verfolgt wurden. Manche Aeusserungen in seinen Briefen deuten darauf hin, und sehr bestimmt spricht er seine Sorge in dieser Hinsicht schon gegen die Hensler am 4. Mai 1822 [1]) aus: „Der Papst ist sehr schwach; sein Tod ist ein Unglück, denn Alles lässt erwarten, dass man einen bigotten starrsinnigen Nachfolger erwählen wird." Aber viel stärker äussert er seine Besorgniss vor dem inzwischen in Rom immer mehr zur Herrschaft gelangenden Jesuitismus in dem schönen Briefe nach dem Tode des „alten Voss", den 24. April 1826 [2]): „Die Ereignisse werden ihm in vielen Dingen Recht geben, wo er eigentlich nicht Recht hatte, noch auch Prophet war. Ein Bund, wie er ihn glaubte, war ein Fiebertraum; aber es geschehen jetzt Dinge, und andere bereiten sich vor, welche nichts Anderes sind als das, was er für Werke dieses angeblichen Bundes ausgab. Es gehört sehr viele historische Erfahrung und Resignation dazu, gleichmüthig bei dem zu bleiben, was vor unsern Augen geschieht: der Einfluss erzpfäffischer, geradehin jesuitischer Katholiken in Sachen des öffentlichen Unterrichtes ist betrübend. Ich könnte vielleicht eine Krisis hervorbringen, wenn ich schriebe; allein der Erfolg ist zu ungewiss. Diese Sache ist gefährlicher als die etwaigen Begünstigungen der adligen Aristokratie, welche für eine Generation Missverhältnisse hervorbringen, aber nichts Dauerndes aufstellen können. — In Frankreich, wo der politische Vulkan ausgebrannt zu sein scheint, schaffen die Priester

1) Lebensnachrichten II, 489.
2) Ebendas. III, 166.

neue Brennstoffe.“ Es ist mir daher auch unzweifelhaft, dass Niebuhr in den schweren Conflicten unserer Tage entschieden auf Seiten der unbedingten Aufrechterhaltung der staatlichen Autorität gegen die Anmassungen der Curie gestanden haben würde.

Ich schliesse diese Betrachtung über Niebuhr's amtliche Wirksamkeit in Rom, welche ich weiter ausgeführt habe, weil es auch hier galt, manchen verbreiteten Missdeutungen entgegenzutreten, mit dem schönen Zeugnisse Bunsen's über die äussere Form seiner Geschäftsführung [1]: „Wenige Männer von so genialer Natur betrieben wohl je Geschäfte mit solcher Ordnung. — — Seine politischen Denkschriften sind unübertreffliche Muster staatsmännischer Darstellung, selbst von ihrem reichen und schweren Gehalt abgesehen. Die Geradheit und Offenheit derselben geben ein treues Abbild der Art und Weise, wie Niebuhr den reichen Schatz von Wissen, Erfahrung und Nachdenken unablässig auf die Bedürfnisse der Gegenwart anwandte, das Allgemeine immer im Auge hatte und auf das Wohl des Vaterlandes Alles bezog, was ihm im Gange seiner Entwicklung aufstiess. Es wird eine Zeit kommen, wo die Verhältnisse, welche jene Berichte und Denkschriften behandeln, der Geschichte anheimzustellen sind, und die meisten gleichzeitigen Berichte der Diplomaten der Vergessenheit und dem Staube. Dann erst wird recht erkannt werden, was Niebuhr war.“

....

Noch zwei Seiten von Niebuhr's Leben und Wirken in Rom, die mit seiner amtlichen Thätigkeit in entfernterer Beziehung stehen, berühre ich, weil von ihnen aus ein dauernder Einfluss für die Folgezeit ausgegangen ist: seine lebendige und erfolgreiche Theilnahme für die evangelische Kirche in Rom und seine eifrige und einsichtsvolle Förderung der

---

[1]) Lebensnachrichten III, 319.

Kunst und künstlerischen Interessen, namentlich im Hinblick auf eine auf Deutschland zu übende Einwirkung.

In ersterer Beziehung gereichte es ihm zu grosser Freude, dass der König schon zwei Jahre nach seinem Eintritt in Rom (im September 1818) auf seinen Vorschlag die Ernennung eines Gesandtschaftspredigers beschlossen hatte, und dass die Wahl auf einen würdigen jüngeren Geistlichen, den Dr. Schmieder, fiel, der, so lange Niebuhr in Rom blieb, ihm zur Seite stand und mit grosser Sorge in der kleinen Gemeinde wirkte. Später hat er als Seminardirector in Wittenberg einen einflussreichen Wirkungskreis gewonnen. Mit seinem Beirath und seiner thätigen Hülfe war Niebuhr auch eifrig bemüht, der unter den deutschen Handwerkern in Rom vielfach herrschenden Noth abzuhelfen, wofür er aus eignen Mitteln alljährlich bedeutende Opfer brachte.

Die talentvolle und allgemein geschätzte Malerin Louise Seidler, welche damals in Rom zur Ausbildung ihrer Kunst lebte und im Niebuhr'schen Hause grosse Freundschaft genoss, gibt uns von der Eröffnung des protestantischen Gottesdienstes, für welchen Niebuhr einen Saal seiner geräumigen Wohnung im Palazzo Savelli (Theater des Marcellus) hatte einrichten lassen, einen anziehenden Bericht [1]: „Am 27. Juni des Jahres 1819 konnte der erste protestantische Gottesdienst in der ewigen Roma gefeiert werden. Die Gemeinde, wohl

---

[1]) „Erinnerungen aus dem Leben der Malerin Louise Seidler", bearbeitet von H. Uhde (Berlin 1874), S. 261. Das Buch enthält S. 218 eine ansprechende Schilderung der Niebuhr'schen Wohnung und seiner Familie, und S. 369 ff. mehrere rührende Züge von seiner grossen Güte gegen die Künstlerin. Im Sommer 1829 war sie einer Einladung Niebuhr's nach Bonn für mehrere Monate gefolgt, wo sie mehrere Familiengemälde ausführte. Es war mir erfreulich, damals ihre Bekanntschaft zu machen. S. 374 ist der Brief Goethe's mitgetheilt, in welchem er nach Niebuhr's Tode die Künstlerin um eine Copie der von ihr in Rom gezeichneten Skizze „von dem Antlitz des edlen Mannes" bittet. Die Copie befindet sich in der Goethe'schen Sammlung von Handzeichnungen deutscher Künstler, das Original im Museum zu Weimar.

sechzig Personen, versammelte sich im Vorzimmer Niebuhr's. Um 9 Uhr erschien der Gesandte, den Geistlichen an der Hand: als er diesen der Gemeinde als Seelsorger vorstellte, glänzte eine Thräne in seinem seelenvollen blauen Auge und bekundete seine tiefe innere Bewegung. Schmieder bestieg die kleine Kanzel und hielt in evangelischem Geiste eine kurze Anrede, worauf der erste Choral ertönte. Dann folgte eine begeisterte Predigt, welcher sich das Kirchengebet, die Responsorien, der Segen und endlich das herrliche Lied ‚Nun danket alle Gott' anschlossen." Er selbst spricht seine innige Freude über „diese wichtige Begebenheit der Eröffnung einer deutschen protestantischen Gemeinde zu Rom" und „über den glücklichen Anfang, den der evangelische Gottesdienst recht in Gottes Namen genommen", gegen Nicolovius und gegen die Hensler aufs wärmste aus [1]). Die Hoffnung aber, dass er gedeihen werde, gründet er besonders auf die Persönlichkeit des würdigen Geistlichen, den die junge Gemeinde in Schmieder gewonnen habe: „Ich kann Ihnen nicht aussprechen, wie wir ihn alle lieben und verehren." Dieser von Niebuhr gegründete protestantische Gottesdienst besteht seitdem in gesegneter Wirksamkeit fort, von Bunsen mit der römischen Gesandtschaft auf das Capitol verlegt, und von einer Reihe vorzüglicher Männer, u. A. dem edlen Richard Rothe, längere oder kürzere Zeit verwaltet. Niebuhr's Andenken wird in ihm bis auf späte Zeiten in Rom erhalten bleiben [2]).

Was Niebuhr's Interesse für die Kunst und ihre Förderung betrifft, so scheint dasselbe zwar hinter seiner politischen Thätigkeit und seinen wissenschaftlichen Verdiensten zurückzutreten. Auch glaube ich nicht, dass er eigentliche Studien

---

1) Lebensnachrichten II, 406 u. 407.

2) Aus zuverlässiger Quelle erfahre ich, dass der Fürst Orsini, der jetzige Besitzer des Palazzo Savelli, in demselben in diesem Jahre eine Gedenktafel für Niebuhr, der sechs Jahre ihn bewohnt hat, aufstellen lässt.

weder für Kunstgeschichte noch für eine wissenschaftliche Beurtheilung von Kunstwerken gemacht hat; aber dennoch war sein Blick und sein Sinn für bildende Kunst, insbesondere für Malerei, sehr lebendig und durch vielfache Anschauung und Beobachtung angeregt. Seine Berichte über die reichen Kunstschätze, welche er bei seinem längeren Aufenthalte in den Niederlanden im Jahre 1809 in den dortigen Städten sah und mit Liebe aufsuchte, treten in den „Circularbriefen aus Holland" in anziehender und belehrender Weise hervor. Natürlich aber wurde dieses Interesse durch die täglichen Anschauungen in Italien und in Rom in hohem Maasse gesteigert. Mit grosser Lebendigkeit spricht er sich schon auf der Reise über die ersten Eindrücke aus, welche die herrlichen Kunstwerke in Venedig und Bologna auf ihn machten [1]; und eben so wird er von der ersten Anschauung der Loggien Raphaels und der Decke der Sixtinischen Kapelle in Rom ergriffen [2]. Aber er begnügte sich nicht mit der Bewunderung und dem Genusse an den Schöpfungen der Vergangenheit, sondern er fasste es auch recht eigentlich als die Aufgabe des Gesandten einer Kunst und Wissenschaft fördernden Regierung auf, die Bestrebungen der Gegenwart in dieser Richtung nach Kräften zu unterstützen. Es ist höchst erfreulich, in seinen Briefen den Ausdruck der herzlichen Theilnahme zu lesen [3], welche er ebensowohl den persönlichen Verhältnissen wie den künstlerischen Bestrebungen der jüngeren deutschen Männer widmete, welche damals in Rom ihrer Ausbildung für die Kunst lebten. Es machte ihm grosse Freude, dass die deutschen Künstler ihn kurz nach seiner Ankunft zu ihrer Feier des 18. Octobers als Ehrengast eingeladen und ihm den Platz zwischen Thorvaldsen und Cornelius gegeben hatten [4]. Er wandte ihnen gleich eine warme Theilnahme zu, stellte aber unter ihnen

[1]) Lebensnachrichten 242.

[2]) Ebendas. S. II, 246.

[3]) Vgl. besonders Lebensnachrichten II, 242. 246. 252. 257. 260. 263.

[4]) „Peter von Cornelius" von Ernst Förster I, 179.

von Anfang an, neben Overbeck, W. Schadow, Koch, Platner, Cornelius am höchsten. In dem letzten Briefe, den er am 26. Juni 1818 an Jacobi nach München sendet [1]), sagt er, nachdem er die Verirrungen Anderer beklagt hat, über diesen: „Eine glorreiche Ausnahme macht Ihr Landsmann (er war aus Düsseldorf wie Jacobi) Cornelius, der Ihnen in einigen Monaten einen Brief bringen wird: das ist der Goethe unter den Malern und in jeder Hinsicht ein frischer und mächtiger Geist, frei von aller Beschränkung.“ Wussten wir auch schon aus seinen Briefen in den Lebensnachrichten, wie sehr Niebuhr bemüht war, während seines römischen Aufenthaltes der jungen aufstrebenden deutschen Kunst freiere Bahnen zu schaffen, so hat sich R. Schöne doch ein Verdienst um sein Andenken erworben durch Veröffentlichung der Denkschriften [2]), welche Niebuhr in den Jahren 1817 bis 1819 an den Minister von Altenstein und an das Departement des Cultus im Interesse der talentvollen jungen deutschen Maler richtete. Besonders das dritte Schreiben vom 5. Juni 1819, welches Cornelius' Berufung zum Director der Kunstakademie in Düsseldorf aufs lebhafteste unterstützt, ist durch das gesunde und einsichtsvolle Urtheil über die richtigste Art der Förderung der Kunst durch den Staat, und durch die Wärme, mit welcher er sich für seinen jungen Freund verwandte, von hohem Interesse. „Man kann nicht ohne ein Gefühl von Verehrung“, fügt Schöne hinzu, „diese Correspondenz Niebuhr's verfolgen. Nicht Alles, was er vorauszusehen glaubte, hat sich erfüllt: so richtig er einen Geist wie Cornelius erkannte und ohne Verblendung würdigte, so entzogen sich doch seiner Berechnung die in der Folgezeit liegenden Factoren, welche die reine und vollkommene Verwirklichung dessen, was die römi-

[1]) Lebensnachrichten II, 356 f.

[2]) „Im Neuen Reich“ 1872, S. 513—532. Auch Förster hat einen Theil dieser Aktenstücke in seiner Geschichte der deutschen Kunst und in seiner Biographie von Cornelius (1874) mitgetheilt.

schen Anfänge versprachen, verhindert haben. Eben darum aber ist sein Urtheil so weit wie möglich entfernt von der unverständigen Ueberschwänglichkeit des Lobes, von der Cornelius schon im Leben zu leiden gehabt hat und die dem aufrichtigsten Bewunderer seiner Kunst und seines Geistes am widerwärtigsten sein muss. Dies Urtheil Niebuhr's bleibt vielmehr eben so wie das, was er über die Thätigkeit des Staates für die Kunst und den Kunstunterricht sagt, ein wunderbares Zeugniss von seiner Einsicht in ein ihm scheinbar fernes und fremdes Gebiet und von der Sicherheit seines Blickes für wahre geistige Grösse."

Bekanntlich hat Cornelius seiner innigen Dankbarkeit gegen Niebuhr durch die Widmung auf dem Titelblatte seiner Zeichnungen zu den Nibelungen „als ein geringes Zeichen unbegrenzter Verehrung, Liebe und Dankbarkeit" öffentlichen Ausdruck gegeben. Niebuhr selbst zeigte er die ganz seinen Wünschen entsprechende Vollendung des Blattes in einem Briefe aus München vom 31. Juli 1821 mit den Worten an: „Dieses Mal habe ich grosse Freude von so vieler Mühe und Arbeit; die grösste Freude aber, die ich dabei habe, ist, dem würdigsten und edelsten Manne, der mir bis dahin im Leben erschienen, ein nicht ganz unwürdiges Denkmal meiner unbegrenzten Verehrung und Liebe zu stiften." Gleich nach seinem Abschiede von Rom im September 1819 schrieb er ihm aus Florenz: „Ich will, mein theurer Freund, dem Schmerz, den mir die Trennung von Ihnen verursacht, ferner nicht nachhängen. Die Erinnerung an Sie soll mich erheben; in schwierigen Fällen werde ich mich fragen: Wie würde Niebuhr es hier machen? — ferner: Nennt dich Niebuhr vor aller Welt seinen Freund, wache nun, dass er sich deiner nie zu schämen hat." Und von denselben Gesinnungen reinster Pietät und wärmster Verehrung sind alle Briefe von Cornelius erfüllt, welche in Niebuhr's Nachlasse bewahrt werden [1]).

[1]) Sie sind abgedruckt in der Zeitschrift für bildende Kunst von von Lützow, 1875, Heft II, S. 337 ff.

Dieser Erwähnung von Niebuhr's Verhältniss zu den deutschen Künstlern in Rom füge ich noch die Erinnerung an einen Mann hinzu, dem ich selbst ein dankbares Andenken bewahre. Unter den Freunden und Gönnern der Kunst, welche in seinem Hause in Rom verkehrten, ist ihm, wie ich aus seiner eignen Mittheilung weiss, die Unterhaltung mit keinem werthvoller gewesen, als die mit dem Freiherrn Carl von Rumohr, dem Verfasser der „Italienischen Forschungen“, der vorübergehend in jenen Jahren in Rom und der Umgegend verweilte, und dessen gründliche Studien und feinen Kennerblick er sehr hoch schätzte. Diesem ausgezeichneten Manne, mit welchem ich 1824 in Hamburg in nähere Verbindung getreten war, um auf seinen Wunsch seine länger vernachlässigten griechischen Studien wieder aufzufrischen, verdanke ich meine erste Einführung zu Niebuhr im Herbste 1826. Niebuhr legte auf sein empfehlendes Wort, wie ich aus seiner ungemein wohlwollenden Aufnahme erkannte, mehr als gewöhnlichen Werth.

Weiter in die Einzelheiten der römischen Periode einzugehen, ist nicht meine Absicht: der künftigen Biographie ist hier noch ein weites Feld überlassen, namentlich auf dem Gebiete gelehrter Forschungen und wissenschaftlicher Arbeiten, die einen grossen Theil von Niebuhr's damaligem Leben erfüllten und im Zusammenhang mit seiner ganzen grossartigen Wirksamkeit für die Geschichte und Litteratur des Alterthums eine eingehende Darstellung von kundiger Hand erfordern. Wer die reiche Sammlung der Briefe aus den sieben Jahren seines römischen Aufenthaltes im zweiten Bande der Lebensnachrichten gelesen hat, wird neben dem vielen Erfreulichen, Belehrenden und Bedeutenden, was sie enthalten, doch auch den Eindruck aus ihnen entnommen haben, dass der edle Mann eine Zeit ganz ungetrübter Lebensfreude in Rom nicht genossen hat. Er erfreute sich der glücklichsten Ehe mit seiner jüngeren, aber fein gebildeten und für alles Schöne und Edle mit reinstem Sinne empfänglichen Gattin, deren anmuthige Weiblichkeit Allen, die sie damals oder

später in Bonn gekannt haben, in wohlthuender Erinnerung steht. Es wurde ihm in Rom das lang entbehrte Glück zu Theil, dass ihm vier Kinder geboren wurden: sein Herz ist von Dank gegen Gott dafür erfüllt, und seine innige Freude besonders an der glücklichen Entwickelung des einzigen Sohnes spricht sich oft aufs lebendigste aus. Aber im Ganzen überwiegt doch eine trübe Stimmung in der Auffassung seiner Umgebungen und Verhältnisse. Wohl waren äussere Gründe dazu vorhanden: seine eigene Gesundheit war vielfach ernsten Störungen ausgesetzt; mehr noch beunruhigten ihn der häufig leidende Zustand seiner Frau, der das Klima durchaus unzuträglich war, und auch bei seinen Kindern und befreundeten Hausgenossen hatte er wiederholt schwere Krankheitsfälle zu bestehen. Die Entwickelung der politischen Lage in Deutschland entsprach nicht seinen Hoffnungen. Er konnte weder an den Ausschreitungen jugendlicher Unbesonnenheit, noch an den Gegenmassregeln einer kleinlich ängstlichen Staatskunst seine Freude haben. Dazu kam der Ausbruch der Revolution in Neapel (1820), welcher eine Zeit lang auch die Ruhe in Rom aufs ernstlichste bedrohte. Dass unter solchen Umständen die ausserordentliche Verzögerung seiner Instructionen, wodurch sein redlicher Eifer lahm gelegt und sein Vertrauen auf den guten Erfolg der zuführenden Verhandlungen niedergedrückt wurde, doppelt schwer auf ihm lastete, ist sehr natürlich [1]). Aber freilich lag eine

---

[1]) Noch ehe Niebuhr von seiner eignen Regierung in Stand gesetzt war, die Verhandlungen mit der Curie erfolgreich ins Werk zu setzen, hatte er die Freude, für die Republik Genf eine schwierige Negociation zu erwünschtem Ende zu führen, durch welche er gegen den leidenschaftlichen Widerspruch des Turiner Hofes erlangt hatte, dass ihre katholischen Gemeinden von der Diöcese Chambery getrennt und unter das Bisthum Freiburg gelegt wurden. Die Genfer Regierung beschloss darauf den 17. November 1819 (nach der mir vorliegenden Abschrift der Original-Urkunde): „pour témoigner à Monsieur de Niebuhr notre reconnaissance du zèle, avec lequel il a conduit nos interêts à Rome, et le récompenser des soins qu'il a donnés à notre affaire, de lui offrir la

schwere Auffassung der Verhältnisse, eine Hinneigung zu trüben Besorgnissen für die Zukunft von Jugend auf in seiner Natur. Es hing dies, wie ich glaube, mit zweien seiner ausgezeichnetsten Geisteseigenschaften zusammen: seinem ausserordentlich sicheren und treuen Gedächtnisse und seiner lebhaften Einbildungskraft; aus beiden ergab sich, insbesondere unter der Einwirkung körperlicher Verstimmung, leicht die Folge, dass sowohl die genaue Kunde vergangener Ereignisse, wie die bis zur Wirkung des Gegenwärtigen gesteigerte Vorstellung von der Zukunft über verwandte oder ihm ähnlich erscheinende Vorgänge zuweilen die Unbefangenheit seines Urtheils nach der ungünstigen Seite hin trübte. Dass aber eine trübe Auffassung der Gegenwart und ein sorgenvoller Ausblick in die Zukunft grade während des grössten Theiles seines römischen Aufenthaltes in seinem Gemüthe vorherrschte (ich weise auf Stellen seiner Briefe wie Bd. II, S. 322. 351. 364 hin), hatte ausser den angeführten auch noch den besondern Grund, dass er die Entfernung vom Vaterlande bei einer im Ganzen sehr ungünstigen Beurtheilung des italienischen Nationalcharakters und die Entbehrung eines ihm völlig zusagenden und sympathischen Umgangs nach Brandis' Abgang im Sommer 1818 sehr schwer empfand. Selbst zu Bunsen, der an Brandis' Stelle als Sekretär bei ihm eintrat, so hoch er ihn schätzte und so verehrungsvoll dieser sich ihm anschloss, hat er ein so vertrautes Verhältniss nicht wieder gewonnen. „Bunsen's Werth", schreibt er den 15. August

---

Bourgeoisie de Genève, dont la lettre serait renfermée dans une boîte d'or, qui contiendrait en outre une lettre de change de huit mille francs de France". „Mir macht dieses Bürgerrecht eine ganz andere Freude, als irgend eine Ehre der Eitelkeit", schreibt er an die Hensler (Lebensnachrichten II, 422), „wenngleich wir Alle jetzt wohl anders über den denken, der dem Namen citoyen de Genève Celebrität gegeben hat, als man es vor dreissig Jahren that. Man hat mir zugleich ein Geschenk von achttausend Franken gemacht, welches ich augenblicklich abgelehnt habe."

1818, „erkenne ich ganz; aber wir sind einander zu fremd, und ich habe vielleicht die Fähigkeit des Entgegenkommens verloren.“

Ueber den Geist, in welchem Niebuhr in Rom für Wissenschaft und Kunst gewirkt und bleibende Früchte hinterlassen hat, lasse ich zum Schluss dieses Abschnittes ein treffendes Wort von E. Curtius folgen [1]). Nachdem er das Zusammenwirken von W. von Humboldt und Welcker für die mit Vorliebe betriebene Erforschung der griechischen Kunst geschildert hat, fährt er fort: „Um so wichtiger war, dass ihm ein Niebuhr folgte. Seiner Natur war jede Schwelgerei, auch die geistigste, zuwider; er konnte den epikureischen Zug bei Humboldt so wenig wie bei Goethe billigen; er besass nicht die Kunst, sich selbst zu vergessen, ohne welche Rom nicht Rom ist. Immer wachsam und gespannten Geistes sah er in Rom nur Stoff zur Arbeit, unbenutzte Schätze der Erkenntniss, ungelöste Aufgaben. Er war sittlich zu zartfühlend, um sich über das entartete Rom beruhigen zu können; er war zu deutsch, um sein Vaterland leicht zu entbehren, zu ernst und wahr, um sich in anmuthige Traumbilder einwiegen zu lassen. Er aber hat das unvergessliche Verdienst, dass er der deutschen Wissenschaft in Rom einen festen Sitz gegründet und nach der einseitigen Bevorzugung des Griechischen die Studien über römische Geschichte und Ortskunde unter den deutschen Römern ins Leben gerufen hat.“

c. *Aus den beiden Perioden seiner Lehrthätigkeit in Berlin 1810—1814 und in Bonn 1825—1830.*

Beide Male, 1810 und 1823, ist der Entschluss, sich von den Staatsgeschäften zu seinen Lieblingsstudien zurückzuziehen, für Niebuhr selbst eine Quelle wohlthuenden Aus-

---

1) Alterthum und Gegenwart. Gesammelte Reden und Vorträge. (1875.) In dem Vortrag: „Rom und die Deutschen“, S. 54.

ruhens, für die Wissenschaft der Ausgangspunkt zu seinen unvergänglichen Arbeiten für dieselbe geworden. Auch diese Zeiten der literarischen Musse sind nicht frei von störenden Einflüssen geblieben; aber im Ganzen spricht aus den Briefen dieser Zeit eine grössere innere Befriedigung und eine hoffnungsvollere Stimmung, als aus anderen Perioden seines bewegten Lebens. Vielleicht dürfen wir diese Erscheinung auf den Grund zurückführen, dass auch bei der grössten Begabung für die wichtigsten Geschäfte doch sein innerster Beruf auf der Seite gelehrter Forschung und ihrer lebendigen Mittheilung lag. „Als bleibender Beruf", schreibt er den 29. Januar 1813, in dem Beginn der Kriegsunruhen, an die Hensler, „wird der gelehrte mir doch immer der erfreulichste sein. Ich freue mich schon, wie lebendig ich wieder zu den Studien zurückkommen werde, wenn einmal rechte Ruhe sein wird." .

Als ihm im Juni 1810 die Entlassung aus seiner amtlichen Stellung im Finanzministerium auf sein Gesuch vom Könige in der gnädigsten Weise bewilligt war, lag ihm der Gedanke, durch öffentliche Vorträge seine reichen Kenntnisse in weiteren Kreisen nutzbar zu machen, noch fern. Er gedachte ungestört der Wissenschaft leben zu können, und unmittelbar nachdem er noch auf des Staatskanzlers Verlangen das umfassende Gutachten über die Finanzpläne ausgearbeitet und den 23. Juni eingereicht hatte [1]), vollendete er schon im Juli 1810 eine der Akademie der Wissenschaften übergebene Beurtheilung einer Preisschrift über den Amphiktyonenbund, deren Hauptinhalt 1843 im zweiten Theil der „Kleinen Schriften" [2]) abgedruckt ist, und bald darauf die Abhandlung über das Alter des Küstenbeschreibers Skylax von Karyanda [3]). Als um diese Zeit mehrere Freunde, insbesondere Spalding

1) Siehe oben S. 62.
2) S. 158 ff.
3) Kleine Schriften I, 105 ff.

und Nicolovius, in ihn drangen, seine Kräfte der neu errichteten Universität in freiem Anschluss zu widmen, entschloss er sich dazu erst nach ernstem Bedenken und in dem Gefühl, eine grosse Verpflichtung zu übernehmen. Dass er sich nach längerer Erwägung für die römische Geschichte als Gegenstand seiner ersten Vorlesung entschied, theilte er seiner Freundin Hensler in den denkwürdigen Worten mit [1]: „Die römische Geschichte zu schreiben hätte ich wohl nie unternommen; über sie zu lesen ist schon ein weniger verwegenes Unternehmen. Ich werde von den ältesten Zeiten Italiens anfangen, und so weit es möglich ist, die alten Völker nicht allein aus dem engen Gesichtspunkt ihrer Unterjochung, sondern auch an sich und was sie früher waren, darstellen; dann in der römischen Geschichte die Verfassung und die Administration, wovon ich ein sehr lebhaftes Bild vor Augen habe. Gerne brächte ich diese Geschichte bis auf den letzten Zeitpunkt herab, wo die aus alten Keimen entwickelten Formen ganz abstarben und die des Mittelalters ihren Platz einnahmen.“ So stand ihm die grosse wissenschaftliche Aufgabe seines Lebens von Anfang in klaren Zügen vor der Seele: sie ist die Grundlage nicht nur seiner Vorlesungen, sondern auch der sich sehr bald daran schliessenden Ausführung in dem grossen Werke seiner Römischen Geschichte, in ihrer ersten Bearbeitung wie in der Umgestaltung in den späteren Auflagen, bis an das Ende seines Lebens geblieben. Dass er das Ziel, welches er sich bei dem Beginn seines Unternehmens gesteckt hatte, nicht erreicht hat, das hat die deutsche Wissenschaft, selbst nach Allem, was in der Erforschung und Darstellung der römischen Geschichte in Folge der von ihm gegebenen Anregung und auf dem von ihm gelegten Grunde auch von den gelehrtesten und geistvollsten Männern geleistet worden ist, für immer zu beklagen.

---

[1]) Lebensnachrichten I, 454.

Ueber den Erfolg seiner ersten Vorlesungen, welche er Michaelis 1810 gleich mit der Eröffnung der Universität Berlin begann, lasse ich den vollgültigsten Zeugen, der gedacht werden kann, Savigny, der den ganzen Winter denselben beiwohnte, reden [1]: „Niebuhr trat zum ersten Mal als Lehrer auf; auch durch Schriften hatte er noch keinen Namen erworben, und so musste sich die Achtung und das Ansehen, welches er allerdings schon genoss, auf den engern Kreis persönlicher Bekanntschaft beschränken. Er selbst sagte mir damals, er habe nur Studenten, und in kleiner Anzahl, als Zuhörer erwartet und würde sich durch diese völlig befriedigt gefunden haben. Es fanden sich aber neben vielen Studenten auch Mitglieder der Akademie, Professoren, Beamte und Officiere aller Grade in bedeutender Anzahl ein, die den Ruf der Vorlesungen weiter verbreiteten und immer Mehrere hineinzogen. Es war die schönste Vorbedeutung, die der jungen Lehranstalt zu Theil werden konnte. Auf Niebuhr's empfängliches Gemüth wirkte dieser unerwartete Erfolg begeisternd zurück. Hatte er schon früher diesen Gegenstand der Forschung mit besonderer Liebe behandelt, so wurde jetzt in ihm Muth und Lust des Schaffens durch jene ehrende Anerkennung wie durch die tägliche Mittheilung mit vertrauten Freunden aufs höchste gesteigert. Mit jugendlicher Kraft und Freudigkeit lebte er damals in einer steten, durch die dankbarste Anerkennung belohnten Produktivität [2], und es ist in seinen Briefen sichtbar, wie es durch viele Aeusserungen an Freunde bestätigt wird, dass ihm keine Zeit seines Lebens so hohen, ungetrübten Genuss gewährte, wie diese."

---

1) Niebuhr selbst spricht die Freude und Aufmunterung, die er über die unerwartet grosse Theilnahme empfand, gegen die Hensler (Lebensnachrichten I, 482 f.) lebhaft aus. Savigny's Zeugniss findet sich in den „Erinnerungen an Niebuhr's Wesen und Wirken" (Lebensnachrichten III, 345 f.)

2) Diese Worte, die sich ebenso in dem Lebensabriss vom Jahre 1831 oben S. 10 finden, hat Savigny, dem diese zur Prüfung vorgelegt war, mit eigner Hand hinzugefügt.

„Merkwürdig war dabei auch die Form des Vortrages. Er hatte die ganze Vorlesung niedergeschrieben und las sie vor den Zuhörern ab. Dieses Verfahren, welches in anderen Vorträgen fast immer die Lebendigkeit des Eindrucks stört, war hier von der frischesten, kräftigsten Wirkung begleitet, wie sie sonst nur der freien Rede zu Theil wird. Man fühlte sich in die Zeiten des Alterthums versetzt, wo die Vorlesung neuer Werke die Stelle unserer gedruckten Bücher vertreten musste, mit geringerem Umfang der Verbreitung, aber mit einem wärmeren persönlichen Eindruck."

Wir werden unten sehen, dass er bei seinen späteren Vorlesungen in Bonn eine ganz andere Methode befolgte, indem er für dieselben nichts aufzuschreiben pflegte und auch so den grössten Erfolg bei seinen Zuhörern erreichte. Immer war der reiche und tiefe Gehalt des Vortrags und der Ausdruck seiner auf gründlichster Forschung beruhenden Ueberzeugung dasjenige, was die Geister anregte und die Gemüther erwärmte.

Niebuhr hat nur drei Wintersemester an der Universität in Berlin seine Vorlesungen gehalten. Die Sommer 1811 und 1812 verwandte er theils zu Erholungsreisen, theils zur Beaufsichtigung und Förderung des Druckes der beiden Bände der Römischen Geschichte, welche in der ersten Ausgabe 1811 und 1812 erschienen sind. Sie sind, wie er es in der Vorrede ausspricht, aus den gehaltenen Vorlesungen entstanden, aber durch eine durchgängige Umarbeitung zu einem neuen und selbständigen Werke geworden. Ebenso hat Niebuhr nach seiner Niederlassung in Bonn 1824 den grössten Theil seiner Berliner Vorlesungen, welcher noch nicht in die beiden Bände der gedruckten Geschichte übergegangen war, vollständig umgearbeitet, und in dieser Gestalt sind sie in dem dritten Bande 1832 nach seinem Tode abgedruckt. Nur der letzte Abschnitt desselben: „Der erste punische Krieg" [1], zu dessen neuer Bearbeitung Niebuhr nicht mehr gelangt war, ist genau

[1] Römische Geschichte III, 657—732.

nach dem für die Vorlesungen niedergeschriebenen Manuscripte wiedergegeben worden, und enthält daher allein eine anschauliche Probe von der Ausdrucksweise und dem Tone, worin diese gehalten worden sind [1]).

Für die dritte Vorlesung im Winter von 1812 auf 1813 hatte er die römischen Alterthümer zum Gegenstande gewählt, und er hat sie mit grossem Eifer so lange gehalten [2]), bis die allgemeine Begeisterung nach dem Aufruf des Königs vom 3. Februar Lehrer wie Studirende, jeden an seiner Stelle, zur Theilnahme an dem grossen Werke der Vaterlandsbefreiung mit sich fortriss. Noch den 29. Januar 1813 schreibt er der Freundin: „Ich setze meine Vorlesungen, wie sich versteht, fort, und lese jetzt sogar noch eine fünfte Stunde. Ich hoffe, dass meine Zuhörer sie mit Nutzen hören.“ Aber schon der nächste Brief vom 13. Februar berichtet uns von den Rüstungen zum Kriege, von dem Gedränge der Freiwilligen, sich unter die Fahnen zu stellen: „Es gehen junge Leute aus allen Ständen: Studenten, Gymnasiasten, Primaner, Handlungscommis, Apotheker, Handwerker aus allen Zünften; gereifte Männer von Amt und Stand, Familienväter u. s. w.“ [3]) Auch Niebuhr's ganze Seele war bald von anderen Aufgaben erfüllt [4]), und damit nahm seine akademische Wirksamkeit in Berlin ein unerwartetes Ende.

---

[1]) Vgl. über das Verhältniss der einzelnen Theile des dritten Bandes meine Vorrede S. II—V.

[2]) Die zweite von Niebuhr's Sohne 1843 herausgegebene Sammlung der Kleinen historischen und philologischen Schriften enthält gleich zu Anfang die „Einleitung zu den Vorlesungen über römische Alterthümer“ mit der Jahresangabe 1811. Sie ist unzweifelhaft für die in Berlin gehaltenen Vorträge bestimmt, wie Form und Inhalt deutlich beweisen. Da diese aber nicht vor dem Herbst 1812 gehalten sind, so muss Niebuhr diese Einleitung entweder schon früher ausgearbeitet haben, oder die Jahreszahl ist verschrieben.

[3]) Lebensnachrichten I, 538 ff.

[4]) Vgl. oben S. 11.

Was das Leben Niebuhr's in Berlin während seiner Zurückgezogenheit von den Geschäften besonders beglückte, war der vertraute Verkehr mit ausgezeichneten Gelehrten und wissenschaftlichen Männern. Nicolovius und Savigny, Buttmann und Heindorf, Spalding [1]) und Schleiermacher gehörten vor Allem zu dem Kreise, in dessen lebendiger und geistvoller Unterhaltung er sich wohl fühlte und sich gern der heitersten Geselligkeit hingab. Die philologische Gesellschaft, welche sich wöchentlich versammelte und an welcher die meisten jener Männer Theil nahmen, war eine seiner liebsten Erholungen. Wie Niebuhr sich von diesem Kreise aufs wohlthuendste angezogen fühlte, so wurde sein Werth von Allen aufs höchste geschätzt. Von der allgemeinen Anerkennung, die er fand, haben wir zahlreiche Zeugnisse in den Briefen aus dieser Zeit: ich führe als eins der bedeutsamsten und am tiefsten erwogenen das von Schleiermacher an, welcher im Juli 1812 an einen Freund schreibt [2]): „Der hiesige wissenschaftliche Kreis hat bedeutenden Zuwachs erhalten durch die Universität, aber den bedeutendsten durch einen Mann, der der Universität nicht angehört, sondern ursprünglich für Staatsgeschäfte berufen war, Niebuhr. Ich habe nie eine so bewundernswerthe Gelehrsamkeit gesehen und ein so vielseitiges und tiefes kritisches Talent, und selten ein so schönes Gemüth. Ich würde auch hinzufügen: einen so grossen Charakter, wenn er nicht unter den Einwirkungen eines schwächlichen Körpers stände.“

---

[1]) Spalding's Tod im Juni 1811 war ihm sehr schmerzlich: beide Männer hatten sich mit warmer Neigung und Hochachtung an einander angeschlossen. Niebuhr spricht seine Trauer in dem Briefe von 14. Juni (Lebensnachrichten I, 498) in rührenden Worten aus. In Rom äusserte er viel später gegen Lieber (Erinnerungen, S. 108): „Spalding war einer meiner theuersten Freunde. Er las mein Manuscript; und mit welcher Freude erhielt ich es von ihm zurück, wenn er lobte, aufmunterte und Verbesserungen vorschlug! Ich rechne meine Bekanntschaft mit ihm zu den glücklichsten Ereignissen meines Lebens.“

[2]) Aus Schleiermacher's Leben IV, 187.

Zu Friedrich August Wolf, der nach der Aufhebung der Universität Halle seit 1807 in Berlin lebte, und zu Böckh, welcher schon 1810 von Heidelberg an die junge Universität berufen wurde, finden wir aus dieser Zeit ein näheres Verhältniss von Niebuhr's Seite nicht erwähnt. So hoch er Wolf's Verdienste um die Wiederbelebung der Philologie stellte, so wird seine Persönlichkeit, unter deren Druck seine Freunde, namentlich Heindorf, litten, ihn nicht angezogen haben. Einige Jahre nach Wolf's Tode hat er im Rheinischen Museum [1]) ein edles Wort über ihn ausgesprochen: „Möge Wolf's Andenken von historischer und Anekdoten-Bestimmtheit befreit, und er dann nach dem Bilde seiner Meisterwerke als Heros und Eponymos für das Geschlecht deutscher Philologen von der Nachwelt gefeiert werden.“ Böckh aber wird sich nach seinem ersten Eintreten in Berlin im geselligen Verkehr zurückgehalten haben. Niebuhr hatte vor seiner Gelehrsamkeit und seinem Charakter grosse Hochachtung, und Böckh hat der seinigen gegen Niebuhr den schönsten Ausdruck gegeben in der Widmung seiner Staatshaushaltung (1817): „Dem scharfsinnigen und grossherzigen Kenner des Alterthums Barthold Georg Niebuhr zum Zeichen inniger Verehrung.“ Mit Wilhelm von Humboldt, dessen ausnehmende Bedeutung in der Wissenschaft wie in den Staatsgeschäften Niebuhr immer aufs höchste anerkannte, fand doch weder in der damaligen Zeit, wo jener das Unterrichts-Ministerium verwaltete, noch in späteren Lebensperioden, wo beide Männer sich öfter begegneten, ein wahrhaft vertrauliches Verhältniss statt: die Persönlichkeiten, sowohl in der äusseren Erscheinung wie in der Auffassung und Behandlung der Lebensaufgaben, waren zu verschieden, um eine sympathische Annäherung leicht zu machen.

Zu Niebuhr's Lehrthätigkeit in Berlin dürfen wir auch

---

[1]) Jahrg. I, S. 255. Kleine Schriften II, 227.

die Vorträge rechnen, welche er, wie oben berichtet [1]), auf den Wunsch des Königs im Herbste und Winter 1814, nachdem seine akademische Wirksamkeit durch den Krieg und die ihm aufgetragenen Geschäfte unterbrochen war, dem Kronprinzen über Gegenstände der Finanzkunde hielt. Er selbst äussert sich über diese ihm ungemein liebgewordene Wirksamkeit in einem Brief an die Hensler vom 1. November 1814 [2]). „Die Unterrichtsstunden des Kronprinzen nahmen mit der zweiten Woche unsers Aufenthaltes ihren Anfang. Es sind deren nur zwei wöchentlich, welches für die zu behandelnden Gegenstände in jeder Hinsicht zu wenig ist. Das lässt sich aber für jetzt gar nicht ändern. Seine Aufmerksamkeit und Theilnahme sind so lebhaft, als ich sie nur wünschen kann. Ich trage ihm die Staatswirthschaft unter dem doppelten Gesichtspunkt der Pflicht und der Klugheit vor; und das fasst er sehr lebhaft. Ich begleite einen jeden Satz nach Aristoteles' Methode mit vielen Beispielen, wovon die Abschattungen anschaulich erscheinen; und wenn ich so ein ganzes System durchgegangen sein werde, so fasse ich es wieder in Uebersicht zusammen; und dann werde ich die Finanzgeschichte aller bedeutenden Staaten vortragen. Er frägt und redet viel und äusserst verständig und geistreich." Und den 17. Dezember [3]): „Ich muss dir von der Freude erzählen, die mir die Stunden bei dem Kronprinzen geben. Ich freue mich, wenn der Tag hommt zu ihm zu gehn. Er ist aufmerksam, nachfragend, voll Interesse, und alle die herrlichen Gaben, womit die Natur ihn so reich ausgestattet hat, entfalten sich in diesen Stunden vor mir. Oft wendet unsre Beschäftigung in Gespräch ab, aber nicht in Geschwätz, und es ist kein Verlust dabei. Sein fröhlicher Sinn thut tieferem Ernst keinen Eintrag, und sein Herz ist so tief bewegt wie seine Phantasie leicht beflügelt. Er sucht Urtheil und Be-

1) S. 11.
2) Lebensnachrichten II, 126.
3) Ebendas. S. 127.

lehrung, ohne sich irgend einer Autorität zu ergeben: ich habe nie eine schönere Jünglingsnatur gesehn. Er weiss es auch, wie lieb ich ihn habe — das sehe ich in seinen Blicken — und warum ich ihn liebe; dass es nicht die äusseren Verhältnisse sind, die mich so zu ihm hinziehen. Eins seiner goldensten Luftschlösser ist — wie es geschehen soll, weiss er freilich nicht —, in Griechenland Herr zu sein, und unter den Trümmern zu wandern, zu träumen und zu graben. Mir wachen dabei auch meine alten Luftschlösser wieder auf. Wenn wir einmal in Athen sind, sagte ich ihm, so machen Sie mich zum Professor der griechischen Geschichte, und zum Conservator der Denkmäler und Director der Nachgrabungen! — Nein, nicht Conservateur, so sollen Sie nicht heissen; graben will ich selbst; aber Sie sollen dabei sein." Am 1. April 1815 erzählt er der Freundin [1]: „Der Kronprinz hat mir neulich ein Andenken geschenkt, ein geschliffenes Glas von König Friedrich Wilhelm I., den zu verehren ich ihm immer predige, und dessen Rauhheit ihn schreckt." Zu dieser Erzählung darf ich aus meiner Erfahrung einen thatsächlichen Zug hinzufügen, der mir stets unvergesslich geblieben ist. Als Niebuhr um Ostern 1829 sein neu erbautes Haus in Bonn bezog, sah ich, dass er ein schöngeschliffenes Kelchglas von Niemandem wollte über die Strasse tragen lassen, sondern es mit eignen Händen die nicht lange Strecke in die neue Wohnung hinübertrug. Auf meine Frage nach dem Grunde sagte er mir: es sei dies Glas ihm ein theures Andenken, es stamme aus dem hinterlassenen Haushalt des Königs Friedrich Wilhelm des Ersten. Der Kronprinz habe es ihm einst geschenkt, nachdem er ihm in seinen Vorträgen oft die grossen Verdienste dieses seines Vorfahren um die Finanzgesetzgebung und die Verwaltung des preussischen Staates eingehend und anschaulich erläutert habe.

Schön, welcher damals und später den Personen und Staats-

---

[1]) Lebensnachrichten II, 138.

geschäften nahe stand, äussert sich, im Hinblick auf die später eingetretenen Ereignisse, über Niebuhr's Stellung zum Kronprinzen so [1]): „Niebuhr hatte schon im Jahre 1816 (vielmehr 1814) sein Wohlwollen erlangt, und durch meine Freundschaft mit Niebuhr kam ich dem Prinzen näher. Zwischen dem Prinzen und Niebuhr fand ein schönes Verhältniss statt. Das Reine und Edle in Niebuhr hatte das ganze Gemüth des Prinzen erfasst, dem eminenten Geiste mit ausgebreiteten Kenntnissen bezeugte er mit Freuden seine Achtung. Niebuhr stand damals seinem Herzen schon sehr nahe, und dies vervollkommnete sich später zu vollständiger Anhänglichkeit.“ Nach einigen Bemerkungen über Ancillon, der auf Stein's Vorschlag zum Gouverneur des Kronprinzen gewählt war, fährt er fort: „Niebuhr war bereit, ihm die englische Geschichte vorzutragen, um zu zeigen, wie das Volk dort, wenn auch durch schwere Leiden, zur Klarheit gekommen sei, aber er kam nicht dazu. — Niebuhr hätte bei unserm Kronprinzen bleiben müssen, und dies Vorbild der Wahrhaftigkeit und der Klarheit und der Reinheit des Herzens hätte niemals von ihm entfernt werden sollen. Alle, welche Niebuhr und den Kronprinzen kannten, waren damals dieser Meinung, um so mehr, da im Kronprinzen sich schon damals die grösste Empfänglichkeit für das Gute, welches Niebuhr ihm gewähren konnte, in dem Grade zeigte, dass das edelste Freundschaftsverhältniss sich daraus entwickelte. Wer dies Verhältniss kannte, der musste mit der grössten Anhänglichkeit sich dem Thronerben nähern: denn ein menschliches Wesen, welches Niebuhr in einem solchen Grade achten, ehren und lieben konnte, dessen Natur konnte nur edel und rein sein. Und diese Achtung und diese Liebe für Niebuhr hat bis zu dessen Tode unser Kronprinz bewahrt, und der Verlust Niebuhr's ist der härteste Schlag, der unsern jetzigen König treffen konnte, und wurde dadurch ein harter Schlag für das Volk. Der Kronprinz,

---

[1]) Aus den Papieren des Ministers v. Schön III, 62 ff.

unser jetziger König, hat keinen Ersatz für diesen Verlust gefunden, und konnte und kann ihn auch nicht wieder finden." Wir werden in einer späteren Periode noch ähnlichen Aeusserungen Schön's begegnen.

Nachdem Niebuhr sich nach seiner Rückkehr aus Italien im September 1823 zur Ansiedlung in Bonn entschlossen hatte, verging noch eine geraume Zeit, ehe er zu dem zweiten Entschluss gelangte, sich mit Vorlesungen an der jungen aufblühenden Universität zu betheiligen. Seine amtliche Stellung war noch nicht fest bestimmt; er hatte auf seine Bitte um Zurückberufung von seinem Gesandtschaftsposten keine definitive Entscheidung erhalten, sondern war nur mit Urlaub von Rom geschieden. Er hatte die Absicht, schon im Herbste 1823 nach Berlin zu gehen, um seine Angelegenheiten zu ordnen; aber nach einem Besuche bei dem Freiherrn vom Stein in Nassau, mit dem er damals in besonders herzlichem Verhältnisse stand, und einer Berathung mit ihm schob er die Reise auf, auch weil der Kronprinz abwesend war, den er nicht verfehlen wollte. Als einen schönen Beweis von Stein's liebevoller Gesinnung gegen Niebuhr nehme ich hier einige Aeusserungen seines Briefes vom 29. Februar 1824 auf: „Der Ausdruck von Gram und Trübsinn, der in Ihrem Schreiben vom 24. herrscht, mein verehrter und edler Freund" — schreibt er [1]) —, „betrübt mich: bekämpfen Sie diesen Hang zur Schwermuth und blicken Sie zurück auf Ihr vergangenes Leben: erkennen Sie in seinen mannigfaltigen Ereignissen die Hand einer väterlich leitenden Vorsehung, der auch das kleinste, nicht das Haar des Hauptes, nicht die Lilie entgeht. Sie betrüben sich über die Ungerechtigkeit der Menschen, über ihren Parteigeist: ein Mann von Ihren ausgezeichneten Geisteskräften, Ihrer tiefen und ausgebreiteten Gelehrsamkeit, Ihrem reinen, edlen Charakter ist ja dem Gequacke der Frösche,

[1]) Pertz, Aus Stein's Leben II, 547.

dem Geifer der Neider nicht erreichbar; — sind Sie auch nicht bisweilen zu sehr zum Misstrauen geneigt?“ — Niebuhr erwiederte den 25. März mit der Bitte an Stein, Pathenstelle bei seinem neugebornen Kinde anzunehmen, und fügt hinzu: „Der Gram und Missmuth können uns nicht leid sein, deren Aeusserung ich Ihre väterliche, herzliche Zurede, edelster Freund, zu danken habe. Ich müsste zu viel von mir selbst sprechen, allzuwunde Stellen berühren, um es recht klar verzeihlich zu machen, dass jener Trübsinn, auch bei der Vereinigung so vieler Gründe zur Heiterkeit und Dankbarkeit gegen Gott, nicht von mir weichen kann. Haben Sie nur die Güte zu glauben, dass er nicht so egoistisch ist, wie er scheinen mag“; und weiter führt er dann das Unbefriedigende seiner damaligen Lage aus.

Indess hatte er im Winter, so weit es seine schwankende Gesundheit gestattete, an der Fortsetzung der Römischen Geschichte eifrig gearbeitet. Am 24. März 1824 wurde er durch die Geburt eines zweiten Knaben erfreut: er eilte dann, sobald es die Umstände erlaubten, in der zweiten Woche des Mai nach Berlin, wo er bis nach der Mitte des Juni verweilte. Der König empfing ihn mit dem grössten Wohlwollen, bewilligte ihm in den gnädigsten Ausdrücken die Entlassung von der römischen Gesandtschaft und setzte ihm, wie er gebeten, sein früheres Gehalt als Wartegeld aus [1]. Durch die gütige Aufnahme des Kronprinzen, bei dem er, wenn er in der Stadt war, täglich mehrere Stunden zubrachte, fühlte er sich beglückt. „Der Kronprinz hat sich unbeschreiblich ausgebildet“, schreibt er den 21. Mai an seine Frau. „Sein Herz ist durchaus das alte, und sein Geist ist durch die Kenntniss vieler Facta bereichert. So herzlich und vortrefflich zeigt sich auch Prinz Wilhelm. In Wahrheit, wem diese Prinzen nicht genügen, der macht seltsame Ansprüche an die Welt. Beide könnten einen Freund, der ihres Gleichen wäre,

[1]) Lebensnachrichten III, 40.

nicht herzlicher aufnehmen, als sie mich aufnahmen." Und den 6. Juni: „Die Freundschaft des Kronprinzen entschädigt für Vieles, denn ich habe ihn lieb wie einen Bruder. Zu Dir und zu mir darf ich so reden; die Welt würde das vielleicht unehrerbietig nennen; aber das ist Thorheit."

Zu derselben Zeit mit Niebuhr befand sich Herr von Schön in Berlin, welcher zum Ober-Präsidenten von Preussen ernannt und vor dem Antritt seines neuen Amtes nach Berlin berufen war. Dieser äussert während seines damaligen Aufenthaltes in Berlin in dem soeben erschienenen dritten Bande seiner Memoiren [1]) lebhafte Besorgnisse über das Vordringen retrograder Ansichten und Bestrebungen in der Umgebung des Prinzen, als deren Mittelpunkt er besonders den früheren Erzieher, späteren Minister Ancillon betrachtet, und sieht auch in der Bewilligung der von Niebuhr erbetenen Dienstentlassung die Folge einer von langer Hand angelegten Intrigue, um ihn insbesondere von dem Kronprinzen entfernt zu halten. Ohne im Stande zu sein, die Richtigkeit der Vermuthungen Schön's einer thatsächlichen Prüfung zu unterziehen, halte ich es doch für geboten, die Ansichten eines hochgestellten und scharf, wenn auch nicht ohne Leidenschaft urtheilenden Mannes über die damalige Sachlage am Hofe mitzutheilen [2]).

„Der Kronprinz hatte bis dahin", schreibt Schön im Juni 1824, „diese rückwärts sehenden Menschen ohne Einfluss auf sich gelassen; aber Niebuhr und ich, wir trennten uns nicht ohne Besorgniss, dass diese Lobredner des alten Sauerteigs doch einigen Einfluss auf das reine Gemüth unseres Kronprinzen haben könnten. Doch hielten wir fest an dem schönen Bilde, das wir uns von ihm gebildet hatten. Niebuhr in seiner hohen Gewissenhaftigkeit stellte die Frage, ob wir wohl recht thäten, uns unserm Kronprinzen so gern zu nähern, als wir es thäten, ob wir, wenn er einfacher Privatmann und nicht

---

[1]) Aus den Papieren des Ministers Th. v. Schön III, 81 ff.

[2]) Vgl. oben S. 108.

unser künftiger König wäre, eben so gesinnt gegen ihn sein und eben so wie jetzt gegen ihn handeln würden? Und wir waren einig, dass die Person des Kronprinzen in jedem Stande ein durch Intelligenz, Witz und reines Gemüth so interessantes Wesen sein würde, dass wir uns ihm gern nähern würden. Der Kronprinz hätte damals seine Residenz in Königsberg oder Bonn nehmen müssen, oder Niebuhr musste bei ihm bleiben, und Ancillon wieder Hofkaplan eines apanagirten Prinzen werden. Aber wie man schon 1816 Niebuhr's einzelne Aeusserung, dass er wohl Gesandter in Rom werden möge, um in Rom leben zu können, freudig und mit Bereitwilligkeit aufnahm, so bot man ihm auch jetzt bereitwillig die Hand dazu, dass er in Bonn seinen Wohnsitz nehme.

„Niebuhr und Ancillon konnten nicht zusammen in der Nähe des Kronprinzen sein. Die Männer des alten Sauerteigs und die Beamten ohne Bildung und Wissenschaft fürchteten Niebuhr bei der Anhänglichkeit des Kronprinzen an ihn; Ancillon sah sich in Schatten gestellt, wo Niebuhr war. Kein Freund mit voller Kraft stand damals Niebuhr und dadurch dem Kronprinzen zur Seite, und so wurden für Niebuhr goldne Brücken gebaut, um ihn aus Berlin zu entfernen. Das war ein bedeutendes Zeichen des Anfangs einer schlechten Zeit."

Dass verschiedene Pläne für eine anderweitige amtliche Verwendung Niebuhr's um diese Zeit sowohl von seinen Freunden, und namentlich dem Kronprinzen, wie auch von ihm selbst in Erwägung gezogen sind, lassen mehrfache Aeusserungen in seinen Briefen erkennen. So vom 28. Mai: „Der Kronprinz wünscht angelegentlich, dass ich hier bleiben möchte, ohne sich die Schwierigkeiten zu verhehlen. Mancher andere äussert sich in derselben Art mehr oder minder angelegentlich." Und vom 6. Juni: „Graf Bernstorff hat denn nun mein Gesuch an den König gesandt. Erlangen wir worum ich gebeten, wie ich kaum zweifle, — Herstellung meiner Lage vor der Gesandtschaft, — so ist es viel besser nicht nur als eine

andere diplomatische Mission, selbst die nach London, sondern auch wohl als eine anderweitige mit reichlicher Ausstattung hier, — zu deren Uebernahme ich übrigens mich allerdings verpflichtet, — und warum sollte ich nicht sagen — auch berufen fühle. Wir können dort für uns leben, hier nicht!"

Dass die Entscheidung des Königs dieser seiner, wie ich glaube, innersten Ueberzeugung entsprechend ausfiel, hat er auch später als eine glückliche Lebensfügung erkannt. Er kehrte um die Mitte des Juni mit dem tiefen Schmerz über den vor wenig Tagen erfolgten Tod seines zehnwöchentlichen Söhnchens zu seiner Gattin und seinen übrigen Kindern zurück. Die gemeinsame Trauer hat auf die Beruhigung seines vielfach erregten Gemüthes und auf die innigere Anerkennung des ihm gebliebenen häuslichen Glückes dauernd wohlthätig gewirkt [1]). Er traf nach seiner Rückkehr mit froherem Muthe die Einrichtungen für seine bleibende Wohnung in Bonn, er nahm seine wissenschaftlichen Arbeiten wieder mit erhöhter Lust auf und knüpfte gesellige Verbindungen mit älteren oder neu gewonnenen Freunden an.

Im November 1824 musste er sich indess, nachdem der König ihn zum Mitgliede des Staatsrathes ernannt hatte, noch einmal zu den Sitzungen nach Berlin begeben. Stein schrieb ihm auf die Nachricht davon am 28. November [2]): „Mit grosser Freude vernehme ich, dass Sie, mein verehrter Freund, zum Mitgliede des Staatsraths ernannt sind. — Wie glücklich und beruhigend ist es, einen mit grossen Ansichten über Verfassung und Verwaltung versehenen Mann mitten unter dieser Unzahl von Buralisten und Buchgelehrten sitzen zu sehen, der bereits durch Geschäftsführung und Ge-

---

1) Er schreibt an seine Frau den 9. Juni 1824: „Ich habe Dich, mein Gretchen, Deinen ganzen Werth hell erkennen lernen, und dies Unglück hat uns näher gebracht und meine Liebe für Dich vollendet, mehr als irgend ein Glück es thun konnte. Und so wollen wir dies Unglück denn auch als einen Segen von Gottes Hand hinnehmen."

2) Pertz II, 561.

lehrsamkeit einen bedeutenden persönlichen Einfluss und Ansehen erworben hat." Und wiederholt ermunterte er ihn, wenn Niebuhr sich über den geringen Erfolg seiner Bemühungen ungeduldig und missmuthig ausgesprochen hatte, aufs kräftigste zum Ausharren: „Was soll aus unserm Staate werden", rief er ihm zu, „wenn Männer, wie Sie beschaffen und wie Sie gestellt, vom Könige und den Wünschen des Vaterlandes aufgefordert, zurücktreten und sich entfernen?" Allerdings gibt er ihm auch wieder in manchen seiner geäusserten Besorgnisse Recht und schreibt ihm den 18. Februar 1825 [1]: „Meine Antwort auf Ihren Brief vom 2. d. M. fängt damit an, dass ich Ihrer an seinem Schluss geäusserten Meinung über Nichtverpflichtung, einem precären, mittelbaren Einfluss sich aufzuopfern, vollkommen beitrete; — dass aber nichts geschieht, um einem Manne von seltenen Gaben und Charakter eine feste Stellung zu geben, ist höchst traurig und niederschlagend." Niebuhr fand nach seiner Ankunft in Berlin den Kronprinzen unverändert herzlich und liebevoll. „Es ist in ihm auch keine einzige Gesinnung, die nicht edel, löblich und ungekünstelt wäre", schreibt er seiner Frau am 13. December. Aber den 29. Januar lässt er die Klage vernehmen: „Du weisst, wie theuer mir der Kronprinz und wie werth mir mein Verhältniss zu ihm ist; aber wie wenig kann man ihn sehen, wenigstens allein und so sehen, dass das Herz dabei warm werde." Auch die Geschäfte, zu denen er berufen war, erfreuten und befriedigten ihn nicht: theils lagen die Gegenstände der Berathungen — Gesetze über die bäuerlichen Verhältnisse und die Ablösungsordnung — seinen Erfahrungen und seinem Gesichtskreise ferner, theils befand er sich zu den Vorlagen über die seiner Kenntniss und Einsicht vertrauteste Frage eines Bankprojektes in entschiedenem Gegensatz. Er hat über dieses, da es nicht im Plenum des Staatsrathes, sondern in einer besonderen Commission berathen wurde,

[1]) Pertz II, 571.

auf Erfordern des Finanzministers Grafen Lottum, sein Gutachten eingereicht. Ueber den Gang der weiteren Verhandlungen stehen mir ausser den vereinzelten Aeusserungen Niebuhr's in den Briefen an seine Frau aus dem Februar und März 1824 nicht genug authentische Nachrichten zu Gebote, um näher darauf eingehen zu können. Ich muss mich darauf beschränken, die Darstellung, welche Schön in seiner Selbst-Biographie [1]) uns von dem Verlaufe dieser Angelegenheit gegeben hat, mitzutheilen: „Als Niebuhr schon in Bonn lebte und ich in Königsberg war, trafen wir noch in der Sache wegen Errichtung einer National-Bank übereinstimmend zusammen: Einige Berliner Geldspeculanten, in und ausser dem Königsberger (sic! ohne Zweifel: königlichen) Dienste, hatten den Plan, das ganze Staats-Geldwesen in die Hände von Bankiers zu bringen, und Männer von Einfluss hatten sich dabei so interessirt, wie man jetzt auf Eisenbahnactien zeichnet, nicht um sich für die Eisenbahn zu interessiren, sondern um die Actien, ohne dass man etwas einzuzahlen gemeint ist, gleich mit Vortheil zu verkaufen. Auch Männer, welche kein Interesse bei der Sache hatten, hatten sich bei gänzlicher Unkenntniss solcher Dinge dafür bereden lassen. Niebuhr sah in diesem Plan eine Herabwürdigung des Gouvernements, und sobald er vollständige Kenntniss davon erlangt hatte, warnte er den König dagegen. Der König wurde dadurch bedenklich und forderte meine Meinung über den Plan. Ohne von der Niebuhr'schen Protestation etwas zu wissen, erklärte ich mich ganz so, wie Niebuhr es gethan hatte. Der Kronprinz nahm von der Sache speciell Notiz, und gegen die einstimmige vieler einflussreicher Männer nahm der König Niebuhr's und meine Meinung an und verwarf den Plan." Im Wesentlichen stimmt damit das Zeugniss von Pertz überein, der einem ausführlichen Schreiben Niebuhr's an Stein vom 2. Februar, als die Sache noch weit von der Entscheidung war, die folgende

---

1) Aus den Papieren des Ministers von Schön III, 97 f.

Bemerkung vorausschickt [1]): „Es ist bekannt, dass der König, aller dagegen versuchten Einleitungen und Ränke ungeachtet, durch Niebuhr's Gründe und kräftige aus innigster Ueberzeugung hervorgegangene Anstrengung überzeugt, das verderbliche Projekt verwarf und die gewinnsüchtigen Berathungen der Spekulanten zu Nichte machte.“ Schön fügt seinem obigen Bericht, in ähnlichem Sinn wie früher, die Reflexion hinzu: „Vielleicht hätten wir eine andere neue preussische Geschichte, wenn Niebuhr leben geblieben wäre! Es war zwar Alles angewandt, um Niebuhr vom Kronprinzen fern zu halten, und dies unausgesetzte Bemühen musste zwar einigen Erfolg haben; aber dieser war nur ein Anflug an dem Wesen des Kronprinzen; Niebuhr lebte bis zu seinem Tode in dem Herzen desselben, und wahrscheinlich wäre mit dem Throne der Staub abgeschüttelt und das reine Herz hätte sich wieder ganz zum reinen Herzen gefunden.“

Inzwischen war Niebuhr nach längerer Beobachtung der in Berlin herrschenden Strömungen zu dem Entschlusse gelangt, jede Versuchung, wie sie von verschiedenen Seiten an ihn herantrat, in den Staatsdienst zurückzukehren, von sich zu weisen. Er wandte sich vielmehr schon den 24. Februar an den Cultusminister von Altenstein mit dem Gesuch, dass ihm die Befugniss, an der Rheinischen Universität Vorlesungen zu halten, ohne die Formalität einer Habilitation gewährt werden möchte. Gegen seine Frau äusserte er sich so über diesen Entschluss [2]): „Diese Art der Thätigkeit befriedigt mein Ehrgefühl, mein eignes Bedürfniss zu nützen und zu wirken; sie wird mich frischer erhalten, wenn ich täglich zu geistiger Mittheilung angeregt werde; — und dann gewinne ich auch dadurch einen haltbaren Grund, die öfteren Reisen hieher ablehnen zu können, weil ich meine Vorlesungen nicht immer

---

1) Pertz a. a. O. S. 568.

2) Lebensnachrichten III, 124.

unterbrechen kann.“ Diese seine Hoffnungen stimmten vollkommen mit den Wünschen seiner Gattin überein; er erwiedert ihr auf den Ausdruck ihrer Freude über seinen Entschluss [1]: „Auch ich ergreife Bonn als unseren künftigen Wohnort mit Liebe und mit der Ueberzeugung, dass uns kein besserer zu Theil werden könne. Ich will auch suchen, den Localinteressen nicht fremd zu bleiben. Dadurch einigt man sich näher mit den Bewohnern. Auch ist es mir ein Bedürfniss, Theil zu nehmen an dem Wohl und Weh derer, die mit mir zu einer Gemeinschaft gehören.“

Der Minister gab mit Freuden seine Zustimmung zu Niebuhr's Gesuch, und als sein Entschluss in Bonn bekannt geworden war, sprachen ihm die bedeutendsten Mitglieder der Universität ihre Freude darüber aus. Sobald er vom Könige die Erlaubniss erhalten, sich von den Sitzungen des Staatsraths nach der Erledigung der wichtigsten Geschäfte zurückzuziehen, und nachdem er sich bei dem Kronprinzen, den Ministern und zahlreichen Freunden verabschiedet hatte, trat er den 14. April „in dem besten Platz im Wagen, den Nagler (der General-Postmeister) ihm bestellt hatte“, seine Rückreise an und langte den 17. frohen Muthes und voll guter Hoffnung für die Zukunft bei seiner Familie an. In der ersten Woche des Mai 1825 eröffnete er in dem von Zuhörern überfüllten grössten Hörsaal der Universität seine angekündigte erste Vorlesung über die griechische Geschichte seit der Schlacht von Chaeronea.

So trat Niebuhr gegen Ende seines fünfzigsten Lebensjahres, nach einem mannichfachen Wechsel seiner Schicksale und amtlichen Stellungen in diejenige Periode seines Lebens ein, in welchem ihm noch fast sechs Jahre in äusserlich einfachen Verhältnissen, aber so tief und segensreich eingreifend, wie nur in irgend einer früheren, zu wirken beschieden war. Es ist dieser letzte Zeitraum seines reichen Lebens derjenige

[1]) Lebensnachrichten III, 137.

gewesen, in welchem es mir vergönnt war, dem edlen Manne mit Liebe und Verehrung nahe zu treten, und seine Persönlichkeit und seine Wirksamkeit aus vertraulicher Nähe zu beobachten. Ich habe auf den Wunsch der Verfasserin der „Lebensnachrichten“ meine Beobachtungen und Erfahrungen aus jener Zeit in dem übersichtlichen Berichte aufgezeichnet, welcher im dritten Bande jenes Werkes S. 283—302 im Drucke erschienen ist. Nahestehende Freunde des Verewigten haben sich mit der Treue und Wahrheit meiner Mittheilungen zufrieden erklärt. Ich lasse daher diese Nachrichten „über Niebuhr's Leben und Wirksamkeit in Bonn“ hier mit den wenigen Zusätzen wieder abdrucken, die sich mir nach achtunddreissig Jahren aufgedrängt haben, in der Hoffnung, dass sie auch jetzt noch in der Frische der Erinnerung, mit welcher sie niedergeschrieben sind, einen Vorzug besitzen, den eine Umarbeitung ihnen entziehen würde.

Ueber Niebuhr's Leben und Wirken in Bonn, nebst einer Nachricht von seinem Ende.

Niebuhr lebte in Bonn in den einfachen Verhältnissen einer ehrenvollen Zurückgezogenheit, im Genuss einer Musse, welche er sich weder durch sehnsüchtige Erinnerung an eine glänzendere Vergangenheit, noch durch unstete Hoffnung auf eine ausgedehntere Wirksamkeit verkümmerte. Er freute sich ohne Affectation an dem Gedanken, dass er das Ziel seiner Jugendwünsche, den Beruf des öffentlichen Lehrers, nun doch nach einem so weiten Umwege erreicht habe, und dass ihm die mannigfaltigen Lagen seines bisherigen Lebens einen Schatz von Einsicht und Erfahrung eingebracht, welcher seiner neuen Thätigkeit auf seltene Weise zu Gute kommen musste. Ihr widmete er sich mit jugendlicher Liebe und Begeisterung und fühlte sich in ihrem Erfolge beglückt. Zur nächsten Aufgabe stellte er es sich, in den schönen Ländern, welche mit dem Frieden unter Preussens Scepter gekommen waren,

zur Wiedererweckung philologischer und historischer Studien kräftig mitzuwirken. Er hatte die Ueberzeugung, dass grade in diesen ein Fundament geistiger Bildung liege, durch deren Befestigung und Verbreitung am sichersten der Geist geweckt und genährt werden könne, dessen Herrschaft er in den preussischen Staaten erkannte und wünschte. Jetzt, da wir seine fast siebenjährige Wirksamkeit auf diesem Punkte überschauen, bleibt es immer eine schwierige, ja unmögliche Aufgabe, aus dem Ganzen der glücklichen Resultate der preussischen Verwaltung für die Rheinlande, auf welche jeder Wohlgesinnte mit inniger Freude hinblickt, den besonderen Antheil des Verdienstes für Niebuhr auszuscheiden: es ist um so schwieriger, da die Wirkungen des Geistes sich auf verborgenen Wegen entwickeln und der Beachtung sich entziehen. Aber wir berufen uns, ohne Furcht verleugnet zu werden, auf das Zeugniss der vielen, jetzt in Kirche, Schule und Staat Angestellten, welche einst in Bonn Niebuhr's Hörsäle besuchten, ob sie nicht einen Theil des Besten und Edelsten, dessen sie sich in Erkenntniss und Streben bewusst sind, seinem anregenden Worte, seinem lebendigen Beispiele verdanken. Denn es lag in seinen Vorträgen eine wundersame Kraft, welche sowohl die guten Köpfe und edlen Naturen unwiderstehlich ergriff und anzog, als auch auf die Minderbegabten tiefen Eindruck machte. Fragen wir, worin sie sich äusserte, wodurch sie hervordrang, so war es nicht die Wirkung einer hervorragenden persönlichen Erscheinung — denn sein zarter Körperbau machte eher den Eindruck von Schwäche und Kränklichkeit — nicht der Reiz eines frei und anmuthig fliessenden Vortrags, oder die Gewalt eines mächtig durchdringenden Organs — denn nicht ohne Mühe brachte er die zuströmenden Gedanken in die entsprechende Form des Ausdrucks, und seine Stimme hatte eher eine nicht wohlthuende Schärfe; — was war es denn, was eine so auffallende Gewalt über Geist und Gemüth ausübte? Nichts anderes, als dass auch in dem Lehrer der ganze Mensch dem Zuhörer entgegentrat und dass die

Gesammtheit seiner Geisteskräfte vor ihnen in vollem Leben sich entfaltete, regte und arbeitete. Nichts von einer künstlichen Zurichtung des persönlichen Auftretens, nichts von einer absichtlich angenommenen Weise des Vortrags und der Action, auch nichts von einer unwillkürlich entstandenen Gewöhnung, ja nichts von der feierlichen Erhebung des Ausdrucks und der Stimme, zu der das Reden vor einer zahlreichen Versammlung sehr leicht und sehr natürlich auffordert: sondern Niebuhr liess auch hier seine eigenste Natur walten, wie er es in allen Lebensverhältnissen, im Hause wie im Staate, gethan, und wie er nicht anders konnte; dass aber diese offene Darlegung seiner ungeschmückten Natur stets eine edle, würdige, gehaltvolle Erscheinung darbot, das war das Seltene und Grosse, welches Alle anzog und auch dem einfachsten Sinn zugänglich und verständlich war. Denn welche Gaben enthielt diese Natur in sich, welche ihr zu freier Benutzung zu Gebote standen! — diese Fülle und Tiefe der mannichfaltigsten Kenntnisse, die sich gegenseitig erläuterten und unterstützten, diese Beweglichkeit des Geistes, welche auch den todten Stoff im lebendigen Flusse erhielt, diese Kraft des Gedächtnisses, welche selbst den Zuhörern das Gefühl der Sicherheit mittheilte, diese Frische der Phantasie, welche das Bild der Vergangenheit in die Gegenwart hereinzog — und vor allen Dingen dieser sittliche Ernst, der den Menschen und Begebenheiten eine ganz andere Theilnahme als die an einem Schauspiele zuwandte. So wie sich vor seinem Geiste die Geschichte in die Realität der Gegenwart verwandelte, so nahm sie wie diese alle seine Gemüthskräfte in Anspruch: Liebe und Ehrfurcht, Hass und Verachtung, Bewunderung und Zorn, man möchte sagen Furcht und Hoffnung erfüllten sein Gemüth, wenn er sich im Geiste auf den Schauplatz der grossen vergangenen Zeit versetzte, und Andere in denselben einführte. Es war eine Folge seiner lebendigen und gemüthvollen Auffassung, dass er Personen und Verhältnisse der entlegensten Zeiten, unter denen er sich

heimisch fühlte, mit überraschender Vertraulichkeit behandelte und ihnen häufig Parallelen aus der nächsten und bekanntesten Umgebung zur Seite stellte, welche die grösste Wirkung thaten. Personen, welche gewohnt waren, die Würde der Geschichte in einem feierlichen Nimbus zu suchen, in welchen gehüllt die Vergangenheit ewig unserm Blicke fern bleiben müsse, haben diese Behandlung der Wissenschaft wohl unwürdig genannt und sie mit vornehmer Miene als kindlich bezeichnet: wir eignen uns gern diese Bezeichnung als wahr und ausdrucksvoll an: denn Niebuhr hatte sich freilich der Fesseln conventionell überlieferter Ansichten, welche so oft zum Schaden des wahren Verständnisses der Dinge ihre Herrschaft üben, entledigt und sich der vollen Unbefangenheit der Anschauung überlassen, welche von der Ueberzeugung ausgeht, dass Menschengeschlechter wie das unsre alle Zeiten erfüllt haben und ihre Grösse wie ihre Schwäche auf denselben Eigenschaften beruhte, von denen wir die Beispiele um uns sehen. Eben darum war sein Vortrag der Geschichte, abgesehen von dem materiellen Gehalte der aus der längsten und tiefsten Forschung zuströmte, durch die unmittelbare Anwendbarkeit auf die Verhältnisse des Lebens selbst so überaus lehrreich. So wenig er das historische Moralisiren liebte, welches nur zu leicht die Begebenheiten nach irgend einer Lieblingstheorie zuschneidet, und aus der lebendigen Geschichte eine präparirte Exempelsammlung für moralische Sentenzen macht: um so eindringlicher sprachen die Thatsachen selbst in dem Lichte einer geistreichen Betrachtung und ihres inneren Zusammenhanges die grossen Lehren aus, welche Gott selbst in der Geschichte offenbart hat. Auf sie wies er auch mit tiefer Ueberzeugung hin und erlaubte wohl der Wärme seines Gefühls, ein Wort der Mahnung für seine jungen Freunde hinzuzufügen, das seinen Eindruck nicht verfehlte [1]). Manche werden sich mit uns des Tages erinnern,

[1]) Es ist mir gestattet, aus den hinterlassenen Familienbriefen eines früh verstorbenen Jugendfreundes, welcher 1826 und 1827 in Bonn Jura

an welchem in Bonn die entscheidenden Nachrichten über die Julirevolution eintrafen: Niebuhr las in einer Frühstunde über römische Geschichte und trat, erfüllt von dem Eindruck der eben vernommenen Ereignisse, unter seine Zuhörer. Was auf so ungeheure Weise die Gegenwart erschütterte, das konnte er nicht entfernt halten von dem Kreise der Einsicht, welche er zu verbreiten wünschte. Er berichtet in wenigen Worten die Thatsachen, in denen unberechenbare Folgen lagen, und wandte sich nun mit der Beredtsamkeit der tiefsten Ueberzeugung und edelsten Gesinnung an die jugendlichen Gemüther, sie mahnend an die Wichtigkeit der einbrechenden Zeit, sie warnend vor dem Rausche, der Viele ergreifen müsse, sie aufrufend zur Treue gegen Vaterland und Fürsten. Wären jene Worte aufgezeichnet worden, die sich

---

studirte und ein eifriger Zuhörer Niebuhr's war, folgende Worte mitzutheilen, welche er den 20. Juni 1827 an einen älteren Bruder schrieb: „Nie habe ich mich so tüchtig gefühlt zum frischen Auffassen aller Verhältnisse des Lebens, nie bin ich so voll gewesen von guten Entschlüssen, habe nie so viel Kraft gefühlt, sie auszuführen, als jetzt. Zu dieser Stimmung haben Niebuhr's Collegien nicht wenig beigetragen, aus denen ich, wenn ich auch einmal missmuthig hineinging, nie anders als ganz heiter und wie neugekräftigt herausgekommen bin: ein so gesunder Sinn, eine so von der lebendigsten Anschauung begleitete Auffassung, eine so gründliche Verarbeitung des Stoffes zeigt sich in Allem, was er vorträgt, und vielleicht mehr noch als durch Darlegung des reichen Stoffes für die Lernbegierigen, nützt er dadurch, dass er keine Gelegenheit vorübergehen lässt, sei es, dass Beispiele aus der Geschichte oder der Gang seiner eignen Forschung darauf bringt, seinen Zuhörern den wahren Geist, wie er sich ausdrückt, des tüchtigen Mannes einzuprägen, das auf sich selbst vertrauende gesunde Wirken in jedem gegebenen Verhältnisse mit eignem Kopf und allen Kräften, verbunden mit der Klarheit und Heiterkeit des Geistes, die aus dem unwandelbaren Fortschreiten eines solchen Wirkens von selbst folgt. Diese Lebensphilosophie habe ich als Muster mir aufzustellen beschlossen, weil ich überzeugt bin, dass sie die richtige ist.“ Der edle junge Mann, der dem verehrten Lehrer dieses Zeugniss ausstellte, Theodor Poel aus Altona, wurde schon 1830 im ersten Beginn seiner praktischen Laufbahn der Liebe und den Hoffnungen der Seinigen entrissen.

vielen Herzen tief eingeprägt haben, man würde aus einem bedeutenden Momente ein Bild von der Weise haben, wie er mit seinen Zuhörern geistig verkehrte, wie seine Gesinnung und Einsicht, Wissenschaft und Leben sich stets berührte und in steter Wechselwirkung standen.

Schwerer wäre es, ein Bild von der äusseren Erscheinung seines öffentlichen Auftretens und Vortrags zu entwerfen. Niebuhr sprach nie unvorbereitet: allein diese Vorbereitung bestand nur in einer kurzen Meditation und dem Nachlesen der Data, wo sie ihm entschwunden waren; deshalb brachte er nichts Geschriebenes aufs Katheder (es wäre denn in höchst seltenen Fällen die genaue Angabe einer Stelle aus einem Autor), und überliess sich durchaus einer freien Reproduction der Gegenstände und Betrachtung [1]. Wie sie ihm gelang — das war höchst verschieden. Zunächst stand grade diese Fähigkeit der Darstellung sehr unter dem Einflusse körperlicher Dispositionen sowohl als der Stimmung seines Gemüthes. Ein Missbehagen in der einen oder der anderen Rücksicht machte sich gewiss gleich bemerklich in grösserer oder geringerer Zerstreutheit, so dass der Fluss der Rede und der Darstellung häufiger unterbrochen, sich widerstrebend fortbewegte. Ihm selbst war eine solche Hemmung der mündlichen Production sehr unangenehm und das Gefühl davon störte ihn oft noch mehr. Allein auch wenn sein Geist von ungünstigen Einflüssen frei war, stand ihm eine leichte Formgebung keineswegs immer zu Gebote. Hier zeigte sich auf merkwürdige Weise ein sehr begreifliches Missverhältniss zwischen der Lebendigkeit und Schnelligkeit der Gedankenentwickelung und den Mitteln ihrer äusseren Mittheilung. Niebuhr's lebendiger und starker Geist war so tief mit dem jedesmaligen Gegenstande seiner Forschungen verwachsen, dass die successive Loswickelung der gewonnenen Resultate ihm schwer war. Seine Einsicht und Ueberzeugung bildete so sehr

---

[1]) Vgl. oben S. 102.

ein Ganzes, dessen Zusammengehörigkeit die Bürgschaft der Wahrheit in sich trug, dass die stückweise Darlegung ihm selbst nie genügte. Daher hatte seine Sprache häufig einen mühsamen, oft unterbrochenen Fortgang: er versuchte von verschiedenen Seiten auf sein Ziel zuzudringen; ein Gedanke drängte den andern, und während seine Aufmerksamkeit schon auf den andern Punkt hin gerichtet war, fand der erste nicht seine gebührende Erledigung. Und dennoch bei so viel Schwierigkeiten und Hindernissen schreiben wir Niebuhr eine Art der Beredtsamkeit zu, deren Werth wir sehr hoch anschlagen: die des unmittelbar zutreffenden Ausdrucks, diejenige, welche grade in ihrer zerstückten Form ein richtigeres Bild der innern Geistesthätigkeit giebt, als jener glatte, nie gestörte Redefluss, welcher nicht selten die Leerheit der Gedanken zu verhüllen sucht. Die Gabe aber, welche jeder Rede gleichsam erst Lebenssaft verleiht, diejenige, das einzeln Gedachte mit dem adäquaten Ausdruck zu belegen, sodass eins ins andere aufgeht und auf keiner Seite ein Rest bleibt: diese wohlthätigste Anwendung der Sprachfähigkeit, welche dem Hörer das Gefühl der Befriedigung gewährt, besass Niebuhr in hohem Masse. Er selbst hatte immer Freude daran, wenn ihm das rechte Wort zur Sache zufiel, wie er es an Andern, an Niemand mehr als an Goethe, über Alles schätzte, dass sie in ihrer Rede, wie er sagte, den Nagel auf den Kopf getroffen [1]).

---

[1]) Eine Eigenschaft, welche schon in seiner Jugend an ihm wahrgenommen wurde (Lebensnachrichten I, 16), die Fähigkeit, aus einer scharfen Auffassung der gegenwärtigen Verhältnisse mit Wahrscheinlichkeit Schlüsse auf die Zukunft zu machen, eine Divinationsgabe, die auf lebendigster Intuition beruhte, trat nicht selten in merkwürdigem Grade auch in seinen Vorlesungen hervor. Ich führe als Beispiele einige seiner Aussprüche an: „Ninive wird das Pompeji Mittel-Asiens werden: eine unermessliche Fundgrube für unsere Nachkommen, denen ein Champollion für die assyrische Schrift nicht fehlen wird.“ — „Es wird nicht lange dauern, bis bessere Kenntnisse über Aegypten als die meinigen Gemein-

Dass Niebuhr in seinen mannigfaltigen Vorlesungen oder frei gesprochenen Vorträgen, — successive über die griechische Geschichte von der Schlacht bei Chaeronea bis zu der Zerstörung von Korinth, über römische Geschichte einmal bis zum Schluss der Republik, ein andres Mal bis zum Untergang des westlichen Reiches, über alte Länder- und Völkerkunde, über römische Alterthümer, über alte Universalgeschichte und über die Geschichte der letzten vierzig Jahre — reichen und ergiebigen Samen des Wissens und Forschens ausgestreut hat, bedarf wohl keiner Versicherung und keines Beweises; auch ist es schon von Vielen dankbar erkannt worden [1]). Selbst an Zeichen allgemeiner Zuneigung und Verehrung, welche wohl um so aufrichtiger waren, da sie durch kein amtliches Verhältniss veranlasst waren, fehlte es von Seiten der Studirenden nicht. Insbesondere aber gedenken wir doch aus dem Umfange seiner akademischen Wirksamkeit hervorzuheben die liebreiche Fürsorge und thätige Theilnahme, welche er in weitern und engern Verhältnissen den Einzelnen zuwandte,

---

gut sein werden, und dann wird das Dunkel gehoben werden." Er fügte auch wohl hinzu: „Wäre ich jung, ich würde mich zu den Füssen Champollion's setzen, um an der Aufdeckung der ägyptischen Geschichte einen Antheil zu haben." Auch daran erinnere ich, dass er uns, nachdem er Ranke's Geschichte der serbischen Revolution gelesen, auf den Verfasser als den Geschichtschreiber der Zukunft hinwies, dass er in Platen wie in dem Grafen Leopardi früh die grosse poetische Begabung erkannte.

[1]) Seitdem die in Bonn gehaltenen Vorträge Niebuhr's im Druck vorliegen (oben S. 20f.), ist es Jedem möglich, sich über ihren Werth und Gehalt ein Urtheil zu bilden. Dass sie in Bezug auf Genauigkeit im Einzelnen und feststehende Sicherheit mancher Resultate nicht einer für den Druck ausgearbeiteten Darstellung gleich zu stellen sind, versteht sich von selbst; aber einen wie reichen Stoff der Belehrung und Anregung zu weiterer Forschung sie enthalten, wird jeder erfahren, der sich ernstlich mit ihrem Studium beschäftigt. Noch vor kurzem sagte mir einer unserer gelehrtesten und gründlichsten Kenner der alten Geschichte, dass er seinen Zuhörern, wenn sie ihn nach den besten Büchern zum Studium derselben fragten, immer in erster Linie Niebuhr's Vorträge empfehle.

die er einer fördernden Unterstützung für würdig hielt. Er äusserte wohl mit Rührung: wie er in seiner Jugend das Gelübde gethan habe, falls er je in die Lage dazu kommen sollte, so wolle er fähigen jungen Leuten diejenige Hülfe und Theilnahme willig angedeihen lassen, welche er in seiner Jugend so oft von Höhergestellten schmerzlich vermisst habe. Und er hat es in vollem Masse gehalten, dieses Gelöbniss der edelsten Gesinnung. Nicht nur dass er in weiterm Kreise anzuregen suchte durch Rath und Anleitung zu fruchtbarer Arbeit, durch Hinweisung auf literarische Bedürfnisse, durch deren Befriedigung ein Verdienst zu erwerben sei, durch Darreichung der Hülfsmittel und Eröffnung der Quellen: er bot noch viel unmittelbareren Antrieb und Ermunterung dar, indem er den Ertrag seiner Vorlesungen (der übrigens nicht so bedeutend war, wie man bei der grossen Zahl seiner Zuhörer erwarten musste, weil er im Erlass des Honorars gegen Minderbegüterte sehr wenig schwierig war und von Befreundeten überhaupt keins nahm) grösstentheils zur Förderung der Studien verwandte; theils gab er bedürftigen Studierenden Stipendien, theils setzte er ansehnliche Preise aus auf philologisch-historische Aufgaben, welche der Wissenschaft einige beachtenswerthe Früchte getragen haben. Insbesondere erfreuten sich der entschiedensten Anregung alle diejenigen, welche Zutritt in sein Haus und den Kreis seiner Familie hatten.

Stets aufgelegt zu ernsten inhaltreichen Gesprächen war er eben so entfernt von geheimnissvoll wichtiger Zurückhaltung, wie von dem imponirenden Ton selbstbewusster Ueberlegenheit. Hier zeigte sich von der liebenswürdigsten Seite jene durchgebildete Einheit seines Wesens, in welchem die Wissenschaft nicht eine abgesonderte, wenn auch noch so vornehme Stelle einnahm, sondern zu jeder Zeit lebendig wirkte und mit jeder andern Lebensthätigkeit im engsten Zusammenhang stand. Es war ihm so leicht wie natürlich mitten in dem häuslichen Kreise der Seinen, in den er sich jeden Abend zur Theestunde begab, und wo er an allen Interessen der ge-

liebten Gattin, an den Scherzen der Kinder, den Begebenheiten des Tages den lebhaftesten Antheil nahm, mit jüngeren Freunden, deren Besuch er um diese Zeit stets gern sah, über Fragen der Wissenschaft so belehrend wie freundlich sich zu unterhalten. Mit derselben Theilnahme berührte sein Gespräch die mannigfaltigsten Gegenstände, mochten es Fragen philologischer Kritik sein, deren tiefste und speciellste Theile er gründlich kannte, oder aus irgend einem Theil der Geschichte, in deren keinem man ihn fremd finden konnte, oder Punkte der Literatur, wo sein Urtheil stets mit der Wärme der unmittelbaren Anschauung erfüllt war, und sich anerkennend oder tadelnd mit Bestimmtheit aussprach, oder auch die Erscheinungen der Tagespolitik, für welche er gern bei jungen Leuten Interesse sah, und dann aufzuklären und zu leiten suchte. Gewiss es ist keine gewagte Behauptung, wenn wir meinen, dass wenige Zeitgenossen einen solchen Reichthum der Unterhaltung zu bieten haben: und diese reiche Fülle öffnete er ohne alle Prätension auch den jüngern Männern, die nach Kenntniss und Wahrheit begierig waren. Jede Stunde in seiner Unterhaltung verlebt trug ihre Ausbeute auf irgend einem Felde menschlicher Erkenntniss, und seine Belehrung war nicht niederdrückend, immer hebend und stärkend. Er verlangte nur Einfachheit und Empfänglichkeit des Sinnes. Wo sich diese zeigte, da ging er gern in die Bedürfnisse des Hörers ein, nahm Einwendungen gelassen auf, und liess sie nicht unerwiedert; ja jede Bemerkung, welche wirklich eine neue Seite an einem Gegenstande eröffnete, erwog er genau und erkannte es immer besonders dankbar an, wenn er selbst sich aus einer solchen weitere Belehrung entwickelt hatte. Vorzugsweise war diese Unterhaltung, wie wir erwähnt, denjenigen jungen Leuten gewidmet, welchen die Empfehlung eines Freundes oder eigne nähere Bekanntschaft Zutritt in sein Haus eröffnet; allein sie wurde auch nicht minder von vorzüglichen Männern gesucht, welche in freundlichen Beziehungen zu ihm standen. Niebuhr selbst hatte ein grosses Verlangen

nach einem regen Verkehr, besonders mit denjenigen, welche dieselbe Wissenschaft mit ihm verband, und gab sich leicht und mit Offenheit hin. Aber weil er, nach seiner edlen Natur, ein Verhältniss, das auf Wissenschaft gegründet ist, wohl auf zu ideale Weise auffassen konnte, so fand er sich leicht tief gekränkt durch alles, was er für eine Verletzung eines so heiligen Bandes ansah; er mochte hin und wieder allzu zart empfinden, mit zu scharfem Blicke sehen, allein einige Male ist er wirklich auf unedle Weise bitter getäuscht worden, und zum Schmerz seiner näher stehenden Freunde liessen diese Erfahrungen, die er zu den betrübendsten zählte, in ihm eine ungünstige Meinung von dem Stand der Gelehrten zurück: es war das lebhafteste Gefühl von der hohen Bedeutung desselben, welche ihn vielleicht zu hohe Forderungen an seine sittliche Würde machen liess; und dass er sie nicht immer im Leben erfüllt fand, machte ihn betrübt und zuweilen misstrauisch.

Doch hatte diese Stimmung keinen Einfluss auf Einzelne. In Bonn verkehrte er stets mit derselben Vertraulichkeit, um Einige unter Mehreren zu nennen, mit Brandis, Arndt, Holweg, Nitzsch, Bleek, Näke, Welcker, und gern bekannte er, seine genussreichsten Stunden einer edlen Geselligkeit zu verdanken. Wo er sich frei und fröhlich fühlte, da überliess er sich gern der heitersten Laune, und freute sich an dem Genius Anderer. Witz ergötzte ihn sehr, und konnte er einem witzigen Worte auch einige Schärfe nachsehen, und sein Vergnügen im herzlichsten Gelächter auslassen. Ihm selbst kam ungesucht gar oft der würzigste Scherz; er fühlte es selbst als das Zeichen seiner besten Stimmung, wenn ihm glückliche Gedanken mit Leichtigkeit zufielen. Aber recht unglücklich fühlte er sich auch, wenn er bisweilen geselligen Kreisen nicht entgehen konnte, die für lebendigen Geistesverkehr so wenig boten und ihn selbst, wie er zu sagen pflegte, durch den Contrast seiner Erscheinung eine traurige Rolle spielen liessen. Doch beschränkte sich sein Umgang keineswegs auf

Gelehrte allein. Wie Niebuhr stets das lebhafteste Interesse für die öffentlichen Angelegenheiten und auch bis in die kleinsten Kreise einer städtischen Commune hinab behielt, so machte es ihm Freude, mit den Geschäftsmännern, welche in dieser thätig waren, in freundlichen Beziehungen zu stehen. Er unterrichtete sich eifrig und genau von allen Verhältnissen seines Wohnortes, legte durch Wort und That seine Theilnahme an den Tag und achtete es auch bei seinem höhern Beruf für eine wahrhafte Ehre, ein guter Bürger zu sein. Wir irren uns gewiss nicht in der Ueberzeugung, dass sein Hingang, welcher auf einer der höchsten Stufen menschlicher Einsicht und Wissenschaft eine grosse Lücke gelassen, auch besonders schmerzlich von den verständigen Bürgern Bonns empfunden worden ist.

Werfen wir noch einen Blick in das Innere seines häuslichen Lebens, welches so häufig die wahre Natur des Mannes am treuesten widerspiegelt, so tritt uns überall die einfache Sitte einer edlen Bürgerlichkeit entgegen. Haus und Familie waren ihm nicht die äussere Ergänzung eines nur auf Wissenschaft und Speculation gerichteten Lebens, sondern der Mittelpunkt und die Basis seiner ganzen Existenz. Er bewies es durch sein ganzes Leben, wie wenig begründet jene, oft mit vornehmer Zuversicht geäusserte Ansicht ist, dass die Wissenschaft sich nicht mit den Anforderungen einer Familie vertrage und dabei den Kürzeren ziehen müsse. Vielmehr erhielt Niebuhr sich im theilnehmendsten Verkehr mit Frau und Kindern und Angehörigen des Hauses, deren geringste Interessen er mit zärtlicher Sorgfalt theilte, die Frische und Lebendigkeit und Gesundheit des Geistes, in der sich die Gegenwart und Vergangenheit ungetrübt spiegelt. Man musste ihn sehen, wenn er Morgens, Mittags oder Abends in den Kreis der Seinen eintrat; mit welcher immer neuen Herzlichkeit er sie begrüsste, mit wie unerschöpflicher Liebe er sich ihren Liebkosungen und Scherzen hingab, wie das Gefühl reinster Freude und Zufriedenheit dann sein ganzes Wesen

durchdrang und erfüllte. Man konnte mit inniger Verehrung vor Beidem zweifeln, ob der Reichthum seines Geistes oder die Wärme seines Gemüthes ihn mehr auszeichnete.

Auch von der wichtigen Erfahrung gab Niebuhr's ganze Lebensweise einen untrüglichen Beweis, dass zur Hervorbringung des wahrhaft Grossen, welches die edelsten Kräfte in stetiger Folge in Anspruch nimmt, nicht übernatürliche, und in irgend einer Weise excentrische Anstrengungen erforderlich sind, welche den Organismus aufreiben und zerstören: sondern, dass auch hier ein weises Maass in der Verwendung der Kräfte die dauerndste und fruchtbarste Wirkung verbürgt. Nie entzog er mit Aengstlichkeit weder den Bedürfnissen der Natur, noch den Anforderungen des Familienlebens, noch dem Genusse der Geselligkeit, den ihnen zukommenden Theil seiner Zeit. Seine tägliche Lebensweise war im Ganzen sehr regelmässig; Winters und Sommers pflegte er fast ohne Unterschied um 7 Uhr aufzustehen, um 11 Uhr sich zur Ruhe zu legen; zu der einfachen Mahlzeit um die Mitte des Tages brachte er fast beständig einen heiteren sorgenfreien Sinn und liebte es, sie durch leichte und belebte Unterhaltung zu würzen, zu der er den Stoff meistens aus der eben vollendeten Durchsicht einer grossen Anzahl von Zeitungsblättern hernahm. Gewöhnlich setzte er das Gespräch noch nach Tische und auf den Spaziergängen fort, welche er gleich darauf anzutreten pflegte; selbst durch ungünstige Witterung liess er sich selten davon zurückhalten, und besuchte besonders gern in der Stadt oder Umgegend solche Orte, wo durch Bau und Anlagen etwas neues entstand; es war derselbe Sinn, mit welchem er die grosse Entwicklung der Menschheit in der Geschichte erforschte, der es ihn nicht verdriessen liess, bei der Errichtung eines Hauses, dem Abbrechen eines Thores, dem Planiren eines Walls oft mühsam umherzuklettern, um Fortgang und Weise der Arbeit zu beobachten. Dafür war er aber auch die übrige Zeit mit ganzer Seele bei seinen Studien und Forschungen. Stets aufgelegt, weil er sich nie von ihnen

losriss (denn er erkannte jene gerühmte Trennung zwischen der Studirstube und dem übrigen Leben nicht für so nothwendig an), versetzte er sich immer schnell mitten in die Arbeit und beschaffte so Unglaubliches in kürzester Zeit. Nicht eben die besondere Methode, der Geist bei allen seinen Arbeiten war das Geheimniss, das sich ohne die Gabe selbst nicht ablernen lässt. Seine Lektüre war intensiv wie extensiv auf eine bewunderungswürdige Weise erschöpfend; aufs glücklichste vereinigte sich die Schärfe seines körperlichen Auges mit dem durchdringenden Geistesblicke; was er las, wurde sein Eigenthum und ordnete sich in ursprünglicher oder veränderter Gestalt dem Schatze seines Wissens und Denkens ein. Vor allem besass Niebuhr die glückliche Empfänglichkeit des Geistes, dass er zu jeder Zeit bereit und im Stande war, den Eindruck des Schönen und Grossen in irgend einer Literatur in sich aufzunehmen; er bedurfte keinerlei Reizung und künstlichen Steigerung des Gefühls, um die reine Wirkung eines ausgezeichneten Werkes in sich zu empfinden; immer waren es die wirklich vorhandenen Motive und ihr natürliches Verhältniss zu seiner Individualität, welche auf eine nothwendige Weise sein Gemüth und sein Urtheil afficirten. Wie er selbst aus der ungetheilten Einheit seines ganzen Wesens heraus fühlte, dachte, redete, schrieb und handelte, so ergänzte sich vor seinem geistigen Blicke die Persönlichkeit eines Schriftstellers aus seinem Werke, und zu dieser trat die seinige in eine lebendige Beziehung, welche von allen Empfindungen eines wirklichen Verkehrs getragen wurde. Dass bei einer solchen Art, in die vergangene und gegenwärtige Literatur einzudringen, im Einzelnen Irrthümer möglich waren und sich einstellen mussten, verkennt niemand, und er selbst war dessen sich wohl bewusst. Aber wie tief begründet auf Realität diese seine Auffassung in allem Wesentlichen war, dafür darf wohl als äusserer Beweis gelten, dass Niebuhr's inneres Verhältniss zu den wichtigsten Schriftstellern aller Literaturen, die er kannte, von früh auf sein

ganzes Leben hindurch unverändert geblieben ist [1]): es bewährte sich wie ein persönlicher Verkehr zwischen Lebenden an vielfachen Proben und Erfahrungen. Darum würde von seinem innersten Leben und Wesen kein vollständigeres und anziehenderes Bild aufzustellen sein, als wenn es möglich wäre, sein eignes Verhalten zu den grossen Geistern der Vor- und Nachwelt, mit denen er sich berührte, in bestimmten Zügen zu zeichnen.

....

In den Frieden seines Lebens in Bonn brachen die Stürme des Jahres 1830 hinein: für ihn zuerst das persönliche Unglück des Brandes in der Nacht vom 5. auf den 6. Februar, und ehe er noch aus den Trümmern der gewaltsam zerstörten Häuslichkeit sich die neue behagliche Ordnung wiedergeschaffen, die zweite Pariser Revolution. Jener erste Unfall traf ihn, da er in häuslicher Ordnung und Stille sein liebstes Glück fand, sehr schwer, doch zeigte sich in der Nacht des Unglücks selbst seine edle Natur auf eine schöne Weise. Als er sich selbst vom ersten furchtbaren Schrecken erholt, Frau und Kinder in lieber Nachbarn Hause in Sicherheit sah, mass er die Schwere dieses Schlages an andern Ereignissen

---

1) Eine erfreuliche Ausnahme führe ich gern aus einer brieflichen Aeusserung von ihm selbst an; den 19. Februar 1830 (vierzehn Tage nach dem Brande seines Hauses) schreibt er an Savigny (L.-N. III, 252): „Sie haben doch eben so volle Freude wie wir an dem Briefwechsel Goethe's mit Schiller und dem neuen Theil der Italienischen Reise? Goethe's Grösse in seiner ganzen Vielseitigkeit und Tiefe tritt noch über alle meine Erwartung aus der Gesammtheit der Sammlung hervor, und in seinen Briefen ist er gross wie Cicero. Auch Schiller ist mir ganz anders als sonst lieb geworden und nahe gekommen. Sie erinnern vielleicht, dass ich die allgemein herrschende Vergötterung nicht theilte: aber ein ganzer Mensch war der, welcher bei dieser Anbetung, die ihn weit über Goethe erhob, sich nicht vermass, und die Ueberlegenheit seines Freundes gern und heiter anerkannte, ihm liebend huldigte."

seines Lebens, und sagte wehmüthig aber gefasst zu einem Freunde: gewiss, es sei ein Unglück, aber er fühle sich bei weitem nicht so getroffen und niedergeschlagen, als in der Nacht nach der Schlacht bei Bautzen, wo er in der Nähe des Hauptquartiers die Sache des Vaterlandes, wenn nicht verloren, doch in der drohendsten Gefahr geglaubt habe; wenn nur das Manuscript des zweiten Bandes der Römischen Geschichte sich wiederfinde, so werde er alles Andere verschmerzen und sich in Alles finden, und selbst im schlimmsten Falle fühle er in sich noch Kraft, auch die Geschichte zu ersetzen: und werde mit Gottes Hülfe sich in den nächsten Tagen wieder ans Werk machen. — Er unterhielt sich so mehrere Stunden lang in der edelsten Fassung, während die Flammen gegenüber noch ihre reiche Nahrung verzehrten. Nur einmal fragte er besorgt nach dem Schicksal der Wölfin, eines schönen Gypsabgusses der bekannten Capitolinischen, welcher beständig in seinem Arbeitszimmer stand, und er äusserte den sehnlichen Wunsch, diese gerettet zu sehen: er habe sie immer gern wie den schützenden Genius des Hauses betrachtet. Einige jüngere Freunde eilten in das brennende Haus, drangen in das Zimmer und trugen mit grosser Anstrengung das schwere Bildwerk hinaus: allein in dem Getümmel auf der Treppe wurde es im Hinabtragen vielfach gestossen und langte nur in Trümmern unten an: Niebuhr begrub die Ueberreste später mit wehmüthigen Gefühlen in seinem Garten.

In den nächsten Tagen nach dem Brande erneuerte sich der Schmerz über den erlittenen Verlust beim Anblick der Zerstörung oft empfindlicher, als er im ersten Augenblick gewesen war. Besonders betrübte ihn der gefürchtete Untergang seiner lieben Bibliothek: denn sämmtliche Bücher waren durch die Fenster des zweiten Stockwerks in wilder Verwirrung auf die mit Schnee und Koth bedeckte Strasse geworfen und erst gegen Morgen auf einen Ort unter Dach zusammengetragen. Es kostete mehrere Tage Arbeit, das

Gerettete in Ordnung und zur Uebersicht zu bringen. Aber da war es auch eine grosse Freude, wie sich ein lieber Schatz nach dem andern, welcher verloren geglaubt war, wieder vorfand: endlich auch das ersehnte Manuscript des zweiten Bandes, das mit herzlichem Jubel begrüsst wurde: nur einige schon zum Abdruck ins Reine geschriebene Blätter fanden sich nie wieder; der Entwurf des Ganzen war völlig vorhanden. Es grenzte wirklich ans Wunderbare, dass sich am Ende der völlige Verlust an Büchern als höchst unbedeutend auswies; beschädigt waren freilich viele.

Bald war denn auch für eine interimistische Wohnung gesorgt, und der Wiederaufbau der alten nach einem vergrösserten Plane wurde in kurzer Zeit begonnen. Niebuhr trug das Beschränkte und Unbequeme der neuen und nothwendig übereilten Einrichtung in Aussicht auf baldige Veränderung sehr gelassen; allein behaglich konnte es ihm *nicht* werden, und die Erinnerung an das Unglück, sammt der Befürchtung für die Gesundheit der geliebten Gattin machten ihn wohl mehr als gewöhnlich empfänglich für traurige Eindrücke, und grade in solcher Stimmung mussten ihn die Ereignisse vom Juli treffen, ihn, den sie unter allen Umständen aufs tiefste ergriffen haben würden. Denn gewiss wenige Zeitgenossen lebten in einer so lebendigen, auf so tiefe Kenntniss der Verhältnisse begründeten Theilnahme an der Gegenwart. Natürlich war diese in einem Geiste wie der seinige nicht Produkt unsteter Neugierde oder flüchtiger Tagesunterhaltung, sondern Folge des innersten Bewusstseins von der Zeit, soweit solches sich in einem Individuum darstellen kann. Und eben in diesem sah er sich aufs bitterste getäuscht, herausgerissen aus seinen Hoffnungen und Erwartungen: so viel Verblendung hatte er nicht der Hofpartei, so viel Spannkraft nicht dem Volke in Paris zugetraut, mag sie nun Folge augenblicklicher Aufregung oder eines berechneten Planes gewesen sein. Genug, der Umsturz war geschehen und zog theils unmittelbar gewaltsame Veränderungen nach

sich, theils drohte er seine Wirkungen weiter zu verbreiten. Wie sehr ihn aber auch während der fünf Monate, während welcher er noch Zeuge der Weltereignisse war, die fieberhaften Zuckungen der Zeit und besonders der Meinungskampf über ihre Deutung betrübte und bewegte: er selbst hat nie die Klarheit und Bestimmtheit über das, was in der allgemeinen Verirrung für das geringere Uebel anzusehen wäre, nie die Gesinnung der treuesten Vaterlands- und Fürstenliebe verleugnet, sondern bei jeder Gelegenheit kräftig für die Erweckung und Verbreitung derselben gestrebt. Der letzte politische Vorgang, an welchem Niebuhr lebhaften Antheil nahm, war der Process der Minister Carl's X.; er wurde mittelbare Veranlassung zu seinem Tode. Mit gespannter Aufmerksamkeit folgte er den Berichten in den französischen Zeitungen: da diese damals bei dem allgemeinen Interesse sehr begehrt waren, so ging er in dieser Zeit erst Abends in das öffentliche Lesezimmer, wo er täglich die Blätter durchsah. Er that dies auch am Abend des 25. Dezembers, an welchem Tage selbst wie auch an dem vorhergehenden Weihnachtsabend er sich wohler und heiterer fühlte, als seit lange; dort aber hatte er mit Warten und Lesen im warmen Zimmer in dicker Pelzbekleidung lange zugebracht und ging innerlich und äusserlich erhitzt durch das rauhe Frostwetter den weiten Weg nach Hause zurück. Noch ganz erfüllt von einem sehr lebhaften Eindruck trat er in Classen's Zimmer, der als Lehrer des Sohnes im Hause wohnte, und rief ihm zu: „Das ist wahre Beredsamkeit! Sauzet's Rede müssen Sie lesen; er allein spricht die Sache aus wie sie ist, dass es sich von keiner Rechtsfrage handelt, sondern vom offenen Kampf feindlicher Gewalten! Sauzet muss ein bedeutender Mann sein!“ „Aber“, setzte er gleich hinzu, „ich fühle mich sehr erkältet, ich muss mich niederlegen.“ Und von dem Lager, welches er sogleich suchte, stand er nach zwei Tagen nur noch für eine Stunde lang auf, und als er sich mit Gefühlen des nahenden Endes bald wieder legen musste, nicht wieder.

Seine Krankheit, die am vierten Tage für eine entschiedene Lungenentzündung erkannt wurde, dauerte acht Tage. Aber mit der steigenden Gefahr und zunehmenden Schwäche wurde in ihm die Hoffnung stärker, welche ihm gleich zu Anfang sinken wollte; noch am Morgen des letzten Tages äusserte er: „Noch kann ich besser werden!“ Aber zwei Tage vorher, als die theure Gattin, welche über ihre Kräfte hinaus an seinem Lager gesorgt und gepflegt hatte, der eignen Krankheit erliegend, sich hatte zurückziehen müssen, da rief er mit der schmerzlichsten Ahndung, den Blick auf die Wände des Zimmers gerichtet: „Unglückliches Haus! Vater und Mutter verlierst du zugleich!“ Und zu den Kindern sprach er: „Betet zu Gott, Kinder! Nur Gott kann helfen!“ und ihn selbst sah man im stillen Gebete Trost und Stärke suchen. Wenn er dann wieder mit grösserer Hoffnung sich dem Leben zuwandte, verlangte sein lebendiger und starker Geist gar bald nach gewohnter Beschäftigung. Die theuersten Studien seines Lebens blieben es ihm bis zum Tode; er hat seine Liebe für sie durch die treueste Ausdauer und Beharrlichkeit als eine reine und ächte bewährt. Auf seinem Krankenlager liess er sich von Classen aus Josephus' Jüdischer Geschichte den griechischen Text stundenlang vorlesen und folgte mit solcher Leichtigkeit und Spannung, dass er während des Vorlesens mehrere Fehler des Textes unmittelbar verbesserte; es ist dies, wenn man will, ein unbedeutender Umstand: uns aber erschien er immer als einer der bewundernswürdigsten Beweise seiner Geisteskraft. Das letzte wissenschaftliche Werk, für welches er Interesse beweisen konnte, war die eben eingetroffene Beschreibung von Rom von Bunsen und seinen Freunden; er hörte die Vorrede zum ersten Baude mit Freude vorlesen und sprach seinen Beifall darüber aus. Auch zur leichten Unterhaltung wünschte er Lektüre, doch die Versuche misslangen. Als ein Freund ihm die Briefe eines Verstorbenen vorschlug, die damals grosses Aufsehen machten, lehnte er sie mit der Bemerkung ab: er fürchte, dass ihn Frivoli-

täten darin verletzen möchten. Bei einem Roman von Cooper, den man ihm empfahl, scherzte er über die unmässige Breite, und es belustigte ihn sehr, dass das Experiment, welches er vorschlug, von jeder Seite auf's Gerathewohl nur eine Periode zu lesen, nichts sonderlich am Zusammenhang vermissen liess. Von Zeitungen liess er sich nicht allein die nahe Kölnische bis zum letzten Tage vorlesen, sondern auch aus französischen und anderen Blättern täglich Bericht erstatten. Dies verlangte er noch ausdrücklich zwölf Stunden vor seinem Tode und sprach über die Nachricht von einem Ministerwechsel in Paris noch halb scherzend sein Urtheil aus. Aber am Nachmittag des 1. Januar 1831 versank er in einen von Träumen bewegten Schlummer: er äusserte noch einmal beim Erwachen, dass ihn angenehme Bilder im Schlafe beschäftigten; er redete bisweilen im Traum französisch: vielleicht fühlte er sich seinem vorangegangenen Freunde de Serre nahe. Mit einbrechender Nacht schwand nach und nach das Bewusstsein; er erwachte noch einmal, als ihm um Mitternacht die letzte Arznei gereicht wurde: er erkannte darin ein letztes, zweifelhaftes Mittel und sprach mit matter Stimme: „Was für eine essentielle Substanz ist das! Steht es so mit mir?“ Es waren seine letzten Worte; er sank auf's Kissen zurück, und nach einer Stunde hatte sein edles Herz zu schlagen aufgehört.

Schlussbetrachtung.

Unsere Mittheilungen haben sich an Niebuhr's äussern Lebensgang angeschlossen und in den einzelnen Abschnitten desselben ihre Anordnung gefunden. Ich lasse zum Schlusse noch einige allgemeine Bemerkungen folgen, welche sich bei dem Rückblicke auf das Ganze seines Lebenslaufes, auf dasjenige, was er erstrebt und was er erreicht hat, auf die geisti-

gen und sittlichen Kräfte, von denen sein Wesen und Wirken durchdrungen war, dem Betrachter aufdrängen. Das Wort, das er als achtzehnjähriger Jüngling seinen Eltern zurief [1]): „Wenn mein Name je genannt werden sollte, wird man mich als Geschichtschreiber und politischen Schriftsteller, als Alterthumsforscher und Philologen kennen“, ist in vollem Umfange und aufs glänzendste in Erfüllung gegangen. Niebuhr's Name wird als der des Begründers einer wahrhaft kritischen Geschichtsforschung überhaupt und der lebendigen Erkenntniss der römischen Geschichte insbesondere auf die Nachwelt gehen und in dankbarem Andenken bleiben, so lange die deutsche Wissenschaft auf ihre Ehre hält. Es stimmen in diesem Urtheil, wie ich glaube, nicht nur die Männer überein, welche nach ihm auf dem Hauptgebiete seiner Forschungen, der römischen Geschichte, wenn auch zum Theil von ganz anderen Gesichtspunkten ausgehend, gearbeitet haben, sondern auch diejenigen, denen wir die Wiederbelebung und mit tiefem Verständniss eindringende Behandlung der mittleren und neueren Geschichte in Deutschland verdanken, Männer wie Ranke, Dahlmann, Waitz, von Sybel. In edeln Worten hat der letzte in seiner zu Rom den 3. August 1864 gehaltenen Festrede „über die Gesetze des historischen Wissens“ seine Verehrung für Niebuhr ausgesprochen [2]): „König Friedrich Wilhelm III. hat den gelehrten Studien an zwei bedeutenden Punkten eine Heimath gegründet, dort in der preussischen Hauptstadt, hier in den reich gesegneten deutschen Grenzlanden. An beiden Orten ist in den Anfängen der neuen Anstalt der Gang der geschichtlichen Wissenschaft durch die Thätigkeit des Mannes geweiht worden, der wie kein Anderer dieses Jahrhunderts für die Bethätigung der kritischen Grundsätze, für die Entwicklung ächten Wissens schöpferisch gewirkt hat.“ Und in der am 18. October 1867 zu Bonn gehaltenen Rede: „Drei

[1]) Siehe oben S. 30.

[2]) Vorträge und Aufsätze von H. von Sybel (Berlin 1874), S. 20.

Bonner Historiker“ [1]), begründet er dieses Urtheil näher, indem er den Mann feiert, „den wir als den eigentlichen Begründer der modernen deutschen Geschichtsschreibung, und zugleich als die leuchtendste Zierde der jungen rheinischen Hochschule zu betrachten haben.“ „Niebuhr erwuchs“, sagt er, „aus der Energie, womit er den vergangenen Dingen, so zu sagen, auf den Leib rückte, die kritische Methode, die seitdem die Grundlage aller unserer Arbeiten geworden ist“; und mit klarem Blicke führt er die hervorragenden Züge dieser Methode aus. Waitz aber hat das Verhältniss seiner eignen wissenschaftlichen Bestrebungen zu Niebuhr's Vorgange schon in seiner Inaugural-Dissertation so bezeichnet: „His annis Niebuhrii historiam Romanam legi iterumque legi: hunc non satis admirari potui librum: ex hoc et criticam historiae investigationem et perspicuam rerum narrationem quam optime discere mihi visus sum: nulli libro tantum debeo, Niebuhrium popularem meum aemulari iuveni summum videbatur.“ Und zu diesem Zeugniss für den Begründer der römischen Verfassungsgeschichte bekennt sich, ich weiss es, der Begründer der deutschen Verfassungsgeschichte noch heute.

Unter denjenigen, welche Niebuhr's eigenstes Werk, die Römische Geschichte, in seinem Geiste fortzuführen bemüht gewesen sind, ist nach meinem Urtheil keiner mit tieferem Verständniss in denselben eingedrungen als Schwegler: durch die Gründlichkeit und den Umfang seiner Gelehrsamkeit sowohl, wie durch die Besonnenheit und Nüchternheit seiner Forschung war er besonders berufen, die schwierige Aufgabe zu erwünschtem Ziele zu führen; aber auch seinem Unternehmen hat ein jäher Tod ein frühes Ende gemacht. Das Wort, in welchem er sein Urtheil über Niebuhr zusammengefasst hat, lautet so [2]): „Was seit lange und von verschiedenen Seiten angebahnt und vorbereitet war, hat — vermöge

---

[1]) A. a. O. S. 25 ff.

[2]) Römische Geschichte von Dr. A. Schwegler (Tübingen 1867), Bd. I, S. 144 f.

einer in ihrer Art seltenen Vereinigung ausgebreiteter historisch-philologischer Gelehrsamkeit mit kritischem Scharfsinn und lebendiger Intuitionsgabe — einer der grössten Alterthumsforscher aller Zeiten, Barthold Georg Niebuhr, zur Vollendung gebracht. Seine Römische Geschichte, ein grossartiges, in jeder Beziehung classisches Werk, ist nicht nur der Brennpunkt und Abschluss der bisherigen, sondern auch der Ausgangspunkt und die Grundlage aller späteren Forschungen, zu denen es den Anstoss und die fruchtbarste Anregung gegeben hat." Aehnliche Zeugnisse der verdienstvollsten und gelehrtesten Forscher auf dem Gebiete der römischen Geschichte und Alterthümer, nicht nur in Deutschland, sondern namentlich auch in England und Frankreich, liessen sich in grosser Zahl zusammenstellen: ich erlaube mir nur noch auf die unparteiische und einsichtsvolle Würdigung hinzuweisen, welche mein Freund Dr. Isler in der Vorrede zu der „Neuen Ausgabe" der römischen Geschichte [1]) von der noch lange nicht abgeschlossenen Wirkung des Niebuhr'schen Werkes uns gegeben hat. Es ist oft ausgesprochen worden und wird sich auch ferner bestätigen, dass vor den einzelnen Ergebnissen seiner Forschungen manche von den neueren Untersuchungen und auch den neueren Entdeckungen, namentlich auf dem Gebiete der Sprachforschung und römischen Topographie, nicht Stand halten können. Aber nicht minder unzweifelhaft ist es, dass sein Werk, wie Savigny sagt, der Behandlung der Geschichte des Alterthums einen ganz neuen Charakter verliehen und, wie Schwegler hinzufügt, einen unermesslichen Umschwung in allen Forschungen über römisches Alterthum herbeigeführt hat. Wenn einmal durch die gelehrte Prüfung aller seit Niebuhr auf diesem Gebiete erschienenen Arbeiten das Feststehende der durch seinen Scharfsinn gewonnenen Resultate von dem Unhaltbaren oder Zweifelhaften geschieden sein wird, so wird, wie sich schon jetzt übersehen lässt, ein

[1]) Römische Geschichte von B. G. Niebuhr. Neue Ausgabe von M. Isler. (Berlin, Verlag von Calvary & Co., 1873.)

überreicher Stoff zu unvergänglicher Dankbarkeit für seine Verdienste um die Wissenschaft übrig bleiben.

Erregt schon diese Erwägung unsere Bewunderung vor dem grossen Gelehrten, so steigert sich diese noch in hohem Grade, wenn wir uns im Rückblick auf seinen Lebensgang vergegenwärtigen, dass er nur während der kürzeren Zeit desselben sich den Wissenschaften ungetheilt widmen konnte. Von den dreissig Jahren, welche ihm als gereiftem Manne zu leben und zu wirken beschieden war, von seinem fünfundzwanzigsten bis zum fünfundfunfzigsten Lebensjahre, hat er die grössere Hälfte in einer höchst angestrengten und verantwortlichen Geschäftsthätigkeit verbracht. Niebuhr ist einer der wenigen hervorragenden deutschen Männer gewesen, welche eine hohe Stellung in der Wissenschaft mit einer eingreifenden Wirksamkeit in Staatsgeschäften verbunden haben. Wie seine jugendliche Vorbildung trotz ihrer autodidaktischen Isolirung, bei der überwiegenden Richtung auf alte Sprachen und Mathematik, eine gewisse Verwandtschaft zu der Erziehung der höheren Stände in England hatte, so ist auch sein fernerer Lebensgang in vieler Hinsicht mit dem mancher englischer Staatsmänner zu vergleichen. Männer wie Grote, Macaulay, Gladstone sind unter uns zu allen Zeiten selten gewesen. Niebuhr ist ihnen in vieler Beziehung an die Seite zu stellen, nur dass seine Gelehrsamkeit eine noch vielseitigere war und auf einer strengeren kritischen Methode beruhte.

Wie hoch er die Aufgabe der wissenschaftlichen, insbesondere der philologisch-historischen Studien auffasste, darüber hat er sich sehr schön in dem Briefe ausgesprochen, den er im Jahre 1822 von Rom aus an einen ihm verwandten Jüngling richtete, welcher Philologie studiren wollte. Mit Recht ist dieser Brief aus seinem Nachlass als eine Charakteristik seiner eignen Geistesrichtung mitgetheilt worden, da er seine durch Studium und Erfahrungen gereiften Ansichten über Ziel und Methode der Wissenschaft, in der er Meister war,

enthält [1]). Wie sehr die darin enthaltenen Mahnungen auch in unserer Zeit noch ernst strebenden Jünglingen ans Herz gelegt zu werden verdienen, mögen einige Stellen, die ich heraushebe, beweisen:

„Wozu ich Dich, mein Lieber, aufs dringendste ermahne, ist, Deinen Sinn zu aufrichtiger Ehrfurcht gegen das Vortreffliche zu reinigen: es ist die beste Ausstattung des jugendlichen Gemüthes und seine sicherste Leitung.

„Vor allen Dingen aber müssen wir in den Wissenschaften unsere Wahrhaftigkeit so rein erhalten, dass wir absolut allen falschen Schein fliehen, dass wir auch nicht das allergeringste als gewiss schreiben, wovon wir nicht völlig überzeugt sind.

„Homer, Aeschylus, Sophokles, Pindar, das sind die Dichter des Jünglings, das sind die, an denen die grossen Männer sich nährten, und welche, so lange Literatur die Welt erleuchtet, die jugendlich mit ihnen erfüllte Seele fürs Leben veredeln werden. — Zu jenen Dichtern und unter den Prosaikern zu Herodot, Thukydides, Demosthenes, Plutarch, zu Cicero, Livius, Cäsar, Sallust, Tacitus — zu diesen bitte ich Dich dringend Dich zu wenden, Dich ausschliesslich an sie zu halten. Lies sie nicht, um ästhetische Reflexionen über sie zu machen, sondern, um Dich in sie hineinzulesen und Deine Seele mit ihren Gedanken zu erfüllen, um durch die Lectüre zu gewinnen, wie Du durch das ehrerbietige Zuhören bei der Rede grosser Männer gewinnen würdest. Das ist die Philologie, die der Seele Heil bringt, und gelehrte Untersuchungen, wenn man dahin gekommen ist, sie machen zu können, bleiben immer das Niedere.“

Solche Mahnungen waren nicht etwa nur Lehren, die er Andern vorschrieb; sie bildeten die Richtschnur seines eignen

---

1) Lebensnachrichten II, 200 ff. Dieser Brief ist von K. G. Jacob in besonderem Abdruck und mit Bemerkungen begleitet (Leipzig 1839) wieder herausgegeben.

Strebens und Handelns. Denn dieselbe Wahrhaftigkeit und Gewissenhaftigkeit, welche den Grundzug seiner wissenschaftlichen Arbeiten ausmachte, durchdrang auch seine amtliche und geschäftliche Thätigkeit. Daraus entsprang jene Einheit seiner ganzen Persönlichkeit, welche in allen seinen Worten und Handlungen hervortrat und ihm die Zuneigung und Verehrung der besten Männer, die ihm nahetraten, gewann. Schön und einfach spricht Savigny aus vertrautestem Umgang diesen hohen Vorzug seines Wesens aus [1]: „Mehr, als wir es bei den meisten Menschen wahrnehmen, bildeten die vorzüglichen Seiten von Niebuhr's Persönlichkeit ein Ganzes. Es gibt viele bewährte Gelehrte, deren wissenschaftliches Vermögen eine abgesonderte Kraft ist, fast ohne Berührung mit dem übrigen Haushalt ihrer Seele. Bei Niebuhr war Denken, Fühlen und Handeln stets vereinigt; dieselbe Einheit durchdrang seine höchst mannichfaltigen Kenntnisse, und wo er wirkte, geschah es stets von dem ganzen ungetheilten Menschen. — Dieselbe aus dem ungetrennten Ganzen aller geistigen Kräfte hervorgehende Wirkung, die wir in ihm als Gelehrten und Schriftsteller bewundern, war auch in allen andern Verhältnissen seines Lebens sichtbar. Durch sie wurde er als Lehrer seinen Zuhörern theuer, ja mit andern Lehrern fast unvergleichbar. Sie machte seine Freundschaft so beglückend, bildend und erhebend, und sie macht es begreiflich, dass durch seinen Verlust in Allen, die mit ihm in naher Berührung lebten, eine Lücke entstehen musste, die durch nichts wieder ausgefüllt werden kann."

Wohl begreift es sich, dass eben diese Gesinnung und Handlungsweise, welche ihn seinen Freunden so werth machte, im geschäftlichen Verkehr mit Andersdenkenden nicht selten zu unfreundlichen Berührungen und schmerzlichen Conflicten führte. Mit ebenso viel Einsicht wie Billigkeit urtheilt hierüber die treue Freundin, die am höchsten in seinem Ver-

---

1) Lebensnachrichten III, 357.

trauen stand [1]): „Dass Niebuhr durch Schärfe und Feinheit des Geistes, durch die mannichfaltigsten und begründetsten Kenntnisse, durch richtige Uebersicht der verschiedenartigsten Verhältnisse und durch die strengste Rechtschaffenheit zu einem grossen Berufe geeignet war, wird schwerlich Jemand leugnen, der ihn gekannt und zu würdigen gewusst hat. Nur ein Zug seiner Natur stand ihm darin im Wege, nämlich eine zu grosse Reizbarkeit, die ihn zu leicht in Differenzen mit Andern setzte, wenn die Meinungen gegen einander stiessen oder die Charaktere derer, mit denen er verhandelte, ihm keine Achtung einflössten." In gleichem Sinne drückt sich über diese übergrosse Erregbarkeit seiner Natur einer seiner liebsten und ergebensten Freunde, Brandis, aus [2]): „Niebuhr galt für leidenschaftlich, und freilich äusserten sich seine Gefühle, seine Neigungen und Abneigungen mit einer Kraft, ja mit einer Heftigkeit, die, nicht gebrochen durch berechnende Mässigung, mit sich fortreissen oder erliegen musste. Nicht selten hat er verletzt, und nicht bloss die sich getroffen fühlten, Gesinnungslose und Schlechte, sondern auch edlere Gemüther, sei es durch vorübergehende Aufwallungen, oder durch Schärfe des Ausdrucks. Aber wohl nie, darf man sagen, hat er der Freundschaft unheilbare Wunden geschlagen; der Speer, der verletzte, wusste in gleichem Masse zu heilen durch ungesuchte und darum so unbeschreiblich zu Herzen gehende Beweise seiner Liebe." Stärker spricht dieselbe Wahrnehmung Herr von Schön in seinen Memoiren aus [3]): „In seiner Kindlichkeit hatte Niebuhr einen Abscheu gegen einzelne Menschen, deren Moralität er zu bezweifeln Ursache hatte: diesen, der bis zur Verletzung geselliger Formen sich äusserte, konnte er nicht zurückhalten." Es hängt mit den

---

1) Lebensnachrichten III, 7.

2) Ebendas. S. 333. Der hier citirte Aufsatz: „Zu Niebuhr's Charakteristik" ist aus Brandis' Feder.

3) Aus den Papieren des Ministers von Schön III, 97.

edelsten Seiten seiner Natur zusammen, dass er in seinen Antipathien wie in seinen Sympathien gegen die Menschen gleich lebhaft fühlte und im Ausdruck derselben sich keine Schranke auflegte. Es konnte nicht fehlen, dass auch sein Urtheil in dieser Beziehung dem Irrthum ausgesetzt war: erkannte er einen solchen, so war er eben so sehr geneigt, ihn bei sich selbst zu berichtigen und in seinem Verhalten, so weit es möglich war, wieder gut zu machen. Ein schönes Zeugniss von dieser seiner Sinnesart ist uns in „Friedrich Perthes' Leben" erhalten; ich gebe es mit den Worten des Verfassers wieder [1]): „Mit Niebuhr war Perthes im Jahre 1814 zerfallen, weil er in ihm nur ein Herz für den preussischen Staat und nicht für das deutsche Volk, so weit dasselbe ein politisches Volk sein sollte, zu erkennen glaubte; bitter griff er 1815 dessen Schrift gegen Schmalz an, weil sie ihm aus einem nur preussischen Geiste hervorgegangen schien. Bei diesem scharfen politischen Gegensatz zwischen den beiden alten Freunden schien wenig Aussicht auf Wiederherstellung ihres früheren nahen Verhältnisses zu sein. Mit um so tieferer Rührung und Freude empfing Perthes im Frühjahr 1816, nicht lange vor Niebuhr's Abreise nach Rom, folgende Zeilen von dem grossen edlen Manne: ‚Liebster Perthes, es ist für mich ein Bedürfniss, nicht ärmer zu werden und nicht ärmer zu scheinen, als das Schicksal es unabwendbar will. Das Schicksal hat mich in den nächsten Verhältnissen bettelarm gemacht, wo ich noch vor einem Jahre so überschwenglich reich war. Erst vor drei Tagen ist der Jahrestag des Todes meines Vaters, womit die Zerstörung meines Reichthums anfing. Wenn die Vertraulichkeit mit Freunden durch die vorübergehende Leidenschaftlichkeit und Reizungen gelitten hat, so sei dies nun auch vorübergehend, und ein jedes Missverständniss verschwinde, ehe ich vom väterlichen Boden scheide. Wollen Sie das annehmen?'"

---

1) Perthes' Leben II, 69.

Ein ähnliches Beispiel, wenn auch anderer Art, theilt O. Mejer [1]) aus Niebuhr's römischem Aufenthalte mit. Der erste hannoversche Gesandte zu den Verhandlungen seiner Regierung mit der römischen Curie, Herr von Ompteda, war von seinem Vetter, dem hannoverschen Gesandten in Berlin, mit welchem Niebuhr aus der Kriegszeit befreundet war, bei dem Antritt seiner Mission im Sommer 1817 an diesen empfohlen worden. Er sowohl wie sein Begleiter, der Hofrath Leist, sagten Niebuhr nicht zu: über beide spricht er sich in einem französisch geschriebenen Berichte an seine Regierung vom 20. August 1818, da diese ihn zur Unterstützung ihrer Negociationen beauftragt hatte, sehr ungünstig aus, indem er ihnen sowohl die nöthige Einsicht wie den erforderlichen Eifer für die schwierige Aufgabe abspricht. Eben so wenig fühlte sich Ompteda von Niebuhr angezogen und er schreibt über ihn an seinen Vetter: „Mit College Niebuhr habe ich wenig Gemeinschaft; von meiner Negociation nimmt er keine sonderliche Notiz, obschon er, wie ich glaube, dazu angewiesen ist. Er lebt einsam wie ein Bär und ist grob gegen alle Welt." Allein dies Verhältniss hatte sich später bei näherer gegenseitiger Bekanntschaft völlig geändert, und als Ompteda den 16. März 1819, nach kurzem Unwohlsein, gestorben war, gab Niebuhr seinem Verwandten in Berlin von seiner Krankheit und dem Ende genauen Bericht und äussert dabei unter Anderem: „Wenn ich seinen Tod umsomehr bedaure, da grade seit einigen Monaten ein gegenseitiges Verhältniss von Vertrauen und Zuneigung entstanden war, so ist es mir auf der andern Seite tröstlich, dass ich ihm mit diesen Gefühlen in die Ewigkeit nachsehe und dass er nicht früher gestorben ist, als dieses Verhältniss sich zwischen uns gebildet hatte." „Eine geraume Zeit", fügt er hinzu, „entfremdete ihn von mir ein entgegengesetzter Einfluss (Bartholdy's?), dessen Absicht er später erkannte und viel Verdruss darüber

[1]) Zur Geschichte der römisch-deutschen Frage II, 1. S. 157. 260f.

empfand. — Sobald er sich geneigt zeigte, ein Verhältniss von Vertrauen zu begründen, kam auch ich ihm sehr willig entgegen. Erlauben Sie mir Ihnen zu sagen, dass sich Gelegenheiten fanden, wo ich ihm Beweise von einer Discretion geben konnte, die ihn zu bestimmen hinreichte, mir das vollkommenste Vertrauen zu widmen."

Wenn es daher nicht zu bezweifeln ist, dass diese tief in seiner Natur begründete Reizbarkeit und Verletzlichkeit besonders im Geschäftsleben ihm selbst sowohl viel Kummer und Schmerz bereitet, wie auch Anderen, und nicht bloss Uebelwollenden, den Geschäftsverkehr mit ihm oft erschwert hat, so ist andrerseits zur Beurtheilung der Erfolge, die er, ungeachtet dieser in seiner Persönlichkeit liegenden Schwierigkeit, in seinen verschiedenen amtlichen Stellungen erreicht hat, nicht aus den Augen zu verlieren, dass die Umstände, unter denen er seine beiden Hauptaufgaben im preussischen Staatsdienste übernahm, so ungünstig wie möglich waren. Wahrhaft tragisch ist es zu nennen, wie sein Geschick im Jahre 1806, da er nach dem grossen Rufe, der ihm voranging, sich zu einer heilsamen und tief eingreifenden Friedensarbeit bestimmt glauben durfte, in den furchtbaren Zusammenbruch der gesammten Staatsordnung hineingerissen wurde, und er vier Jahre lang unter der mehrfach wechselnden Staatsleitung und in dem Widerstreit entgegenstehender Tendenzen an seiner Stelle zu retten suchen musste, was noch dem Verderben zu entreissen war. Aber auch die zweite Aufgabe, zu deren Lösung er sich 1816 nach Rom begab, die zerrütteten Verhältnisse der katholischen Kirche in den neuerworbenen Ländern der preussischen Krone neu zu ordnen und auf eine haltbare Basis zu stellen, wurde ihm nicht minder durch die lange Unschlüssigkeit seiner Regierung und die den kirchlichen Fragen entfremdeten oder feindlichen Zeitströmungen erschwert. Um so erfreulicher darf es genannt werden, dass die gründlichen Untersuchungen, welche erst in den letzten Jahren diesen beiden wichtigen Perioden der preussischen Ge-

schichte zugewandt sind, und die urkundlich zu Tage gekommenen Nachrichten über Niebuhr's Geschäftsführung in jenen schwierigsten Verhältnissen ein sehr ehrenvolles Licht verbreiten, und die Vorwürfe, die gegen ihn von übelwollender Seite erhoben worden sind, widerlegen.

So wenig ich in diesen Blättern nach Vollständigkeit der biographischen Darstellung gestrebt habe, so würde ich doch glauben, auch meiner beschränkteren Aufgabe nicht genügt zu haben, ohne über zwei der wichtigsten Seiten seines innern Lebens, seine religiöse und politische Denkweise, einige Worte hinzuzufügen. Indem ich es versuche, bin ich mir in vollem Masse der Schwierigkeit bewusst, welche mit dem Unternehmen verbunden ist, bei einem Manne von so tiefem und lebhaftem Gefühl, von so scharfem und klarem Denken und von so gründlichem und umfassendem Wissen, wie Niebuhr, in seine innersten Gedanken und Gesinnungen über die höchsten Angelegenheiten der Menschheit eindringen zu wollen. Nur mit Scheu berühre ich diese Fragen und erkenne von vorn herein, wie sehr ihre Beantwortung dem Irrthum ausgesetzt ist, und wie weit sie von einem abschliessenden Urtheil entfernt bleiben muss. Selbst der sicherste Weg, den ich einzuschlagen versuche, die Zeugnisse aus seinen eignen Worten zusammenzustellen, hat immer das Missliche, dass dieselben, verschiedenen Zeiten und wechselnden Stimmungen entflossen, nicht die vollkommene Gewähr für eine zweifellos feststehende Ueberzeugung darbieten. Ueber Niebuhr's religiöse Ansichten oder, wie er es näher bestimmt, „über sein Verhalten zu Religion und Christenthum“ hat B. Mejer in dem schon oben [1]) erwähnten Vortrag, der den 5. Februar 1866 in Berlin gehalten und 1867 zu Rostock gedruckt ist, mit grosser Liebe und Sorgfalt die in Betracht kommenden Stellen aus seinen

[1]) S. 85.

Schriften gesammelt und daraus eine treffende und anschauliche Schilderung seiner Denkungsart entworfen. Ich stimme dem Verfasser in Allem bei; was er über die Einflüsse sagt, die aus einem bürgerlich höchst achtbaren, aber für positive Religion nicht erwärmten Elternhause und aus den gleichgesinnten Freundeskreisen auf seine Kindheit und Jugend einwirkten; er weist mit Recht darauf hin, wie die Bekanntschaft mit Jacobi und Stolberg, dann sein Aufenthalt in England und Schottland, seine Verheirathung und sein inniges Zusammenleben mit seiner Frau das in seiner Seele liegende Bedürfniss nach wahrer Religiosität kräftiger anregten, und wie seitdem ein lebhaftes Interesse für religiöse Fragen nie wieder aus seinem Gesichtskreise zurücktrat. Er war nicht nur sehr gründlich mit der heiligen Schrift alten und neuen Testamentes bekannt und befreundet, sondern er hatte sich auch sehr ernst und eingehend mit der Kirchengeschichte beschäftigt, so dass er bei gegebener Veranlassung der Freundin schreiben konnte [1]: „Halte mich nicht für unbefugt, hierüber (es handelte sich von den Harmsischen Thesen und den daraus hervorgegangenen Streitigkeiten) mitzusprechen: ich weiss, dass ich dazu befugt bin, auch durch vollkommen hinreichende Kenntniss der Geschichte der Kirche und selbst ihres Systems, wovon ich mehr weiss, als Du mir zutrauen magst.“ Eine Folge dieser Studien wie seiner Lebenserfahrungen war es, dass er vor einem auf wahrer Ueberzeugung gegründeten religiösen Glauben die tiefste Hochachtung hatte, aber eben so grosse Abneigung fühlte vor jeder Art von Scheinchristenthum, das biblische Namen unbiblischen Begriffen unterlegt, mochte es auf dem Wege eines flachen Rationalismus oder philosophisch zugerichteter Formeln geschehn. Er erkannte sowohl in der protestantischen wie in der katholischen Kirche den innersten Kern christlicher Wahrheit an; aber er hat, das darf nicht verschwiegen werden, in den herrschenden Lehrsystemen weder

[1]) Lebensnachrichten II, 346.

der einen noch der andern, wahre Befriedigung für die Bedürfnisse seines Gemüthes finden können.

Am ausführlichsten hat er seine Ansichten hierüber in dem merkwürdigen Briefe an den Professor Vater [1]) in Königsberg vom 12. Juli 1812 begründet und in dem inhaltreichen Schlusse so zusammengefasst: „Ich frage mich oft: wie soll es werden? In den katholischen Ländern stirbt die Klerisei aus; niemand wird bald mehr geistlich werden können oder wollen. Bei uns haben wir die Namen und Formen und ein allgemeines dumpfes Bewusstsein, dass es nicht richtig sei: jedermann ist unheimlich, wir fühlen uns als Gespenster bei lebendem Leibe. — Ich bin aber dabei ganz ruhig: man wird wahrer und lauterer werden, wenn sich alles ausscheidet, was nicht von Herzen zu irgend einer von den vielen Gemeinden gehört, die sich dann bilden werden. ‚Aergerniss muss sein; wehe dem, durch den es kommt!‘ Ich möchte die todte Kirche nicht einreissen; aber wenn sie fallen soll, wird es mich nicht beunruhigen. Lass uns vertrauen, dass ein Tröster kommen kann, ein neues Licht, wenn wir es am wenigsten ahnden. Alle Schmerzen dieses Zeitalters führen uns der Wahrheit entgegen, wenn wir nur wollen!“

Es ist dies Niebuhr's Standpunkt zu den religiösen Fragen unsrer Zeit, so weit er ihre Entwicklung erlebt hat, unverändert geblieben. Die Freundin, die die tiefsten Vorgänge im Innersten seines Gemüthes am besten gekannt, sagt über den oben erwähnten Brief, „dass er eine so reine und klare Darstellung enthalte, wie Niebuhr über Religion, Christenthum und wahren Glauben dachte und fühlte, dass es Vermessenheit wäre, hier noch tiefer in das Innere eindringen, oder durch

---

[1]) Lebensnachrichten I, 469 ff. Die Chiffre V** an dieser Stelle bezeichnet den Professor Joh. Severin Vater, welcher, früher mehr als gelehrter Sprachforscher bekannt, seit 1809 in Königsberg als Professor der Theologie vorzugsweise Kirchengeschichte lehrte und um diese Zeit zu Niebuhr in ein freundschaftliches Verhältniss getreten war.

eine auf der Oberfläche bleibende Schilderung das Heiligthum eines tiefen Gemüths entweihen zu wollen".

Dieselbe Hoffnungslosigkeit, welche ihn damals an einer Regeneration der kirchlichen Zustände von innen heraus verzweifeln liess, spricht er auch, nachdem er den Stand der Dinge in Italien aus naher Anschauung kennen gelernt und die unklare und ziellose Aufregung, welche in Deutschland auf die Reformationsfeier und das Wartburgsfest gefolgt war, beobachtet hatte, in einem Brief vom 13. December 1817 aus [1]): „Ich begreife noch weniger, wie es in den religiösen Verhältnissen besser werden soll, als in den bürgerlichen, wenn nicht eine neue Offenbarung eintritt. Eine Religion, auf der die Leute nicht mit den Füssen feststehen können, sondern an den Händen schwebend hängen, lässt sich unmöglich mehr lange halten." Am wenigsten konnte er eine Verjüngung des kirchlichen Lebens von der Wiederaufrichtung der Schranken der symbolischen Bücher hoffen, wie sie von Harms in der Aufstellung seiner Thesen gefordert worden war. „Ich gebe Harms Recht", schreibt er den 7. März 1818 [2]), „in seinem Unwillen gegen ein Christenthum, welches keins ist und selbst in seinen Persönlichkeiten gegen viele der dortigen Theologen. Aber für eine Verirrung halte ich seine Beschränkung des ächten Christenthums auf die symbolischen Bücher und seinen Eifer gegen die Vereinigung der protestantischen Kirchen. Wer die Kirchengeschichte kennt, weiss, dass, während der beiden ersten Jahrhunderte wenigstens, kein System über Erlösung, Erbsünde, Gnade u. s. w. bestand." Und ebenso den 1. Mai 1818 [3]): „In den symbolischen Büchern sind Lehren über die buchstäbliche Inspiration, über den Zusammenhang des Alten und Neuen Testaments, die nie wieder in Kraft treten können, und wie viel andres steht darin, wovon die erste Kirche nichts wusste?"

---

1) Lebensnachrichten II, 328.
2) Ebendas. S. 340.
3) Ebendas. S. 345.

Sehr wahr bemerkt Mejer [1]), dass Niebuhr sich durch den Besitz der eignen Kinder einer Aufgabe gegenüber fühlte, der er doch sich selbst nicht zur Genüge gewachsen fand. Schon seit der Geburt seines Sohnes beschäftigte er sich viel mit der Frage der für die Ausbildung des Geistes und Gemüthes heilsamsten Erziehung. Wahre Frömmigkeit ihm früh ins Herz zu pflanzen, erkennt er als den grössten Segen, den er ihm fürs Leben mitgeben konnte. „Ich wünschte sehnlichst“, schreibt er den 1. September 1818, „dass Marcus recht von Herzen und aus dem Herzen fromm werde. Ich kann ihm diese Frömmigkeit nicht geben; aber den Geistlichen unterstützen kann und will ich. Sein Herz soll zu Gott erhoben werden, sobald es einer Ahndung fähig ist, und seine kindlichen Gefühle sollen Gebete und Gesänge aussprechen; Alles, was in unserm Zeitalter darin ausser Gebrauch gekommen ist, soll ihm unentbehrlich und Gesetz werden.“ Und ein anderes Mal [2]): „Was Du sagst, dass mir fehlt, wohl weiss und fühle ich, dass dem so ist: was ich darin dem Kinde nicht geben kann, versäume ich wenigstens nicht aus Verkennen seines Werthes, sondern weil man unmöglich lebendig geben kann, worin man nur vermag sich hineinzudenken. So weit dieses reichen will, werde ich in ihm einen lebendigen, historischen Glauben vom Uebersinnlichen, so einfältig und positiv wie möglich, zu gründen suchen.“ — „Was Glaube ist, der den Namen verdient, weiss ich wohl und erkenne ihn als das höchste Gut. Aber für mich wäre er nur durch übernatürliche Mittel, durch erfahrene Wunder und Zeichen möglich.“ Die Erklärung dieses seines Verhaltens dem positiven Christenthum gegenüber hat er in jenem Briefe an Vater [3]) gegeben: „Erst in reiferen Jahren und mit einem historischen Studium kam ich zu den heiligen Büchern zu-

---

[1]) A. a. O. S. 64.
[2]) Lebensnachrichten II, 312.
[3]) Ebendas. I, 470.

rück, die ich absolut kritisch, und um ihren Inhalt als den Grund einer der merkwürdigsten Welterscheinungen zu studiren, las. Dies war keine Stimmung, worin der eigentliche Glaube erwachsen konnte: denn es war die des heutigen Protestantismus. Ich bedurfte keiner Wolfenbüttler Fragmente, um die Abweichung der Evangelien wahrzunehmen und die Unmöglichkeit, kritisch auch nur eine haltbare Geschichte des Lebens Jesu sich zu entwerfen. In den Messianischen Beziehungen auf das Alte Testament konnte ich keine Weissagungen erkennen und alle gedeuteten Stellen höchst einfach erklären."

Im Gegensatze zu diesen seinen eignen Lebenserfahrungen war es sein innigster Wunsch, dass dem Knaben ein einfacher Glaube von früh auf mitgetheilt werden und ihm fürs Leben erhalten bleiben möchte. „Meinem Kinde will ich einen festen Glauben lebendig einpflanzen und dieses und ähnliches zu thun sollte jeder in seinem Kreise trachten, wem es am Herzen liegt, dass wieder Frömmigkeit in der Welt Wurzel fasse." [1]) Er malt sich den Weg, den er dazu einschlagen will, schon wenig Wochen nach der Geburt des Kindes in seiner Phantasie so aus: „Das Kind muss Alles glauben, was man ihm erzählt, und ich gebe Dir jetzt in einer Behauptung Recht, die ich früher wohl bestritten habe, dass es besser sei, keine Märchen zu erzählen, sondern sich an die Dichter zu halten. Aber die alten Dichter werde ich ihm so vorsagen und vorlesen, dass er die Götter und Heroen allerdings für historische Wesen nehme; aber dass man ihm sage, die Alten hätten den wahren Gott unvollkommen gekannt, und diese Götter wären gestürzt, als Christus in die Welt gekommen sei. Altes und Neues Testament soll er mit buchstäblichem Glauben vernehmen, und fester Glaube an Alles, was mir ungewiss und verloren ist, von Kindesbeinen in ihm gehegt werden." Aus diesem frühgefassten Vorsatze sind die an-

[1]) Lebensnachrichten II, 364.

muthigen „Griechische Heroengeschichten“ hervorgegangen‘ welche Niebuhr einige Jahre später seinem Knaben erzählt und dann zur Erinnerung niedergeschrieben hat. Diese Erzählungen haben unauslöschlich in seiner Seele gelebt; den Zweck aber, den der Vater dabei ursprünglich im Auge hatte, die Einführung in den religiösen Glauben vorzubereiten, hat er selbst fallen lassen: er war, wie er sich wohl selbst überzeugte, für das kindliche Gemüth zu absichtlich und mit zu viel Reflexion angelegt und gehörte zu demjenigen, worüber ihn, wie seine Freundin vortrefflich ausführt [1]), die Erfahrung später belehrte, „dass sich über die Pädagogik wohl allgemeine Regeln aufstellen lassen, dass aber die Erziehung eine Kunst ist, welche unter sorgfältiger Beachtung der Individualität und der besonderen Verhältnisse geübt sein will“.

Wenn ich Niebuhr's Aeusserungen in dieser und der nachfolgenden Zeit mit meinen eignen Erfahrungen in den Jahren zusammenhalte, in welchen mir ein wichtiger Theil der Erziehung seines Sohnes anvertraut war, so ist es für mich unzweifelhaft, dass er sich immer mehr davon überzeugte, dass die feste Begründung eines schlichten religiösen Glaubens in dem Herzen der Kinder nicht durch frühzeitige Ueberlieferung bestimmter Formen und überhaupt nicht durch eine absichtliche Zurichtung und Einpflanzung zu erreichen ist, sondern dass der segensreichste und unvergänglichste Einfluss auch in dieser Beziehung von dem Geiste des Hauses, von dem Beispiel frommer Eltern, und ganz besonders von der liebevoll wachenden Fürsorge des treuen Mutterauges zu hoffen ist [2]). Da diese drei wichtigsten Bedingungen in seiner eignen Familie vorhanden waren, ist er später weniger besorgt gewesen über die Art der religiösen Einwirkung; ja

---

1) Lebensnachrichten II, 183.

2) Niebuhr schreibt den 18. März 1825 aus Berlin an seine Frau: „Der Einfluss einer zärtlichen und geliebten Mutter, wie Du, ist ebenso unersetzlich als der eines Vaters, der gewissenhaft zu bilden bemüht ist: er trifft noch wichtigere Dinge, den eigentlichen Menschenwerth.“

er ist eher bedenklich geworden, dass durch ein Uebermass derselben geschadet werden könne. „Einen bessern Lehrer würden wir nicht leicht erhalten können, als Göschen“ [1]), schreibt er aus Bonn den 11. December 1823; aber schon den 6. Januar 1824 fügt er das Bedenken hinzu: „Göschen quält den Knaben zu sehr mit dem Auswendiglernen geistlicher Lieder. — Da ich von ganzem Herzen wünsche und mich dafür bestrebe, dass er unbedingt gläubig erwachse, aber so, dass ihm der Glaube nicht angeklebt sei und nachher abfallen müsse, wenn seine Vernunft thätig wird, sondern die Vereinigung der Vernunft und des Glaubens vom frühesten Anfang vorbereitet werde, — so wären mir geistliche Lieder auch ganz recht, wenn nur nicht die Zahl derer so sehr klein wäre, die für ein noch nicht siebenjähriges Kind passten. Denn wo er sich nichts dabei denken kann, werden ihm die schweren Sätze zur Marter; für ein glückliches Kind sind Lieder, in denen das Elend des menschlichen Lebens beklagt wird, sinnlos, so wie für ein wesentlich gutes die anklagenden und reuigen Bussgedichte.“ Als Göschen's Anstellung als Repetent in Göttingen zu Ostern 1825 einen Wechsel des Lehrers nothwendig machte und für den übrigen Unterricht der Dr. Grauert gewonnen wurde, der Katholik war [2]), schrieb er an seine Frau von Berlin: „Einen Religionsunterricht, wie Marcus ihn verdient, würde ich sehr wünschen; über die Wahl dieses Lehrers wirst Du Dich ja mit Nitzsch einigen. Es wird mir das Herz erleichtern, wenn unser geliebter Knabe Lehrer erhält, die ihn mit Liebe behandeln. Einem so liebenden Herzen gebührt Liebe und es bedarf sie.“ Und um dieselbe Zeit: „Marcus' Religionsunterricht braucht ja nicht täglich zu sein: an den andern Tagen kann unser Kind mit

---

[1]) Der Sohn des ihm nahe befreundeten Professors der Rechte in Berlin, der noch gegenwärtig als General-Superintendent in Harburg in gesegneter Wirksamkeit steht.

[2]) Er wurde später Professor an der Akademie in Münster und ist in Wien als Professor der dortigen Universität gestorben.

uns lesen und einen Gesang lernen.“ Und so ist es auch später gehalten worden in den vier Jahren, nachdem ich an Grauert's Stelle den Unterricht des neunjährigen Knaben übernommen hatte. Ein eigentlicher Religionsunterricht wurde, wahrscheinlich auf Nitzsch' Rath [1]), dem Knaben in diesem frühen Alter nicht ertheilt; aber Vater und Mutter liessen sich in dem friedlichen und fröhlichen häuslichen Leben die Pflege des religiösen Sinnes der Kinder von Herzen angelegen sein; und der damals gestreute Samen ist zu ihrem Segen aufgegangen und hat sich fürs Leben kräftig erwiesen.

Niebuhr selbst hat sich, so wenig er sich einer fest formulirten Confession oder einem theologischen System anzuschliessen oder zu unterwerfen vermochte, die tiefe Herzensfrömmigkeit bewahrt, welche ihm in schweren Lebenstagen Trost und Halt gewährt hat. Wie er einmal seiner Freundin schrieb [2]): „Ich habe es oft gesagt, dass ich mit einem metaphysischen Gott nichts anzufangen weiss, und dass ich keinen andern haben will als den der Bibel, der Herz zu Herz ist“, — so ist er diesem Glauben an einen persönlichen Gott, von dessen Hand jeder Moment unseres Lebens gelenkt wird, bis an sein Ende treu geblieben. Diesem in seiner Seele wohnenden providentiellen Glauben gibt er namentlich in seinen geschichtlichen Vorträgen häufig Ausdruck und gründet auf ihn seine Hoffnung für die Zukunft.

Wie er selbst in sich in dogmatischer Beziehung mit seinen religiösen Ueberzeugungen nicht abgeschlossen hatte, sondern in innerster Seele an ihrer Klärung und Befestigung arbeitete, so ehrte er auch die religiösen Ansichten Anderer, wenn sie auf ernstem Streben nach Wahrheit ruhten. Darum

---

[1]) „Der ausgezeichnetste Mann auf der Universität ist gewiss — den ganzen Menschen genommen — der protestantische Theologe Nitzsch, dessen Predigten die ersten sind, die ich gehört habe und die mir ganz gefallen“, schreibt Niebuhr den 17. November 1823 (Lebensnachrichten III, 63).

[2]) Den 1. Mai 1818 (Lebensnachrichten II, 344).

hat er den Förderern und Freunden seiner Jugend, J. H. Voss und Fr. L. Stolberg, so wenig er sich mit dem Einen wie mit dem Andern auf gleichem Glaubensgrunde wusste, Freundschaft und Pietät bis zu Beider Tode bewahrt. Stolberg empfing davon einen rührenden Beweis, da Niebuhr auf seinen Wunsch seinen ältesten Sohn aus zweiter Ehe nach dem Feldzug von 1814 in sein Haus aufnahm und ihm in seinen Universitätsstudien die wohlwollendste Theilnahme zuwandte, bis der junge Mann 1815 aufs Neue ins Feld zog und in einem Treffen blieb [1]). Für Voss aber war es eine seiner letzten Lebensfreuden, dass er Niebuhr nach dessen Rückkehr aus Italien in Heidelberg wiedersah und mit ihm in Correspondenz blieb [2]). Uns Jüngeren aber schärfte er, wie ich mich oft dankbar erinnere, als eine Frucht seiner reichen Lebenserfahrung und als eine Lehre für unser praktisches Leben, öfter den Grundsatz ein: dass der sittliche Werth des Menschen weder von seiner religiösen, noch von seiner politischen Anschauung abhänge; er selbst habe in den verschiedensten Kreisen religiöser und politischer Parteien edle und verworfene Menschen gefunden.

In politischer Hinsicht waren Niebuhr's Ansichten allerdings fester und bestimmter begründet, als in religiöser; aber er war auch hier einem exclusiven Dogmatismus abgeneigt und wusste abweichende Ansichten, wenn sie auf realen Gründen und selbständigen Erwägungen beruhten, zu würdigen und in ihrer Berechtigung zu achten. Mehr noch, als auf seine religiöse Denkweise, hatten auf seine politische die Eindrücke und Erlebnisse seiner Jugend einen bestimmenden Einfluss geübt. Durch die allgemeine Hinneigung und durch die persönlichen Verbindungen seines Vaters war auch ihm

[1]) Lebensnachrichten II, 112 u. 122.

[2]) Ebendas. III, 166: „Zuletzt schrieb ich ihm zu seinem Geburtstag (den 20. Februar 1826), und die Angehörigen schreiben, dass das die letzte lebhafte Freude war, die er genossen habe.“

Sinn und Blick früh nach England gerichtet und seine Vorliebe und Achtung der englischen Nation zugewandt. Er erlebte daher die Ereignisse der französischen Revolution von seinem dreizehnten Lebensjahre an, mit ganz andern Empfindungen, als die meisten seiner jüngeren Zeitgenossen. Denn der Vater betrachtete sie von Anfang an ohne Glauben und Vertrauen und war unwillig, dass man in Deutschland von den Umwälzungen in Frankreich den Beginn eines goldenen Weltalters hoffte. Obschon Niebuhr in späteren Jahren auch die wohlthätigen Folgen der Revolution zu schätzen wusste und namentlich die in der Nation selbst vorgegangene Läuterung und Kräftigung anerkannte [1], so ist doch in seinem Geiste die früh gefasste Abneigung gegen gewaltsame Staatsveränderungen und gegen die Losreissung von den geschichtlich gegebenen Grundlagen stets besonders lebhaft und wirksam geblieben. Seine philosophische, wie seine umfassende historische Durchbildung haben ihn in dieser Richtung nur mehr bestärkt, und alle seine Schriften enthalten zahlreiche und sprechende Beweise dafür. Er betrachtet den Staat als einen aus den innern Bedürfnissen der menschlichen Natur durch Gottes Willen hervorgegangenen Organismus, und seine Verfassung als die den zu Grunde liegenden Bedingungen und der historischen Entwicklung entsprechende Form seiner Existenz. Je weniger dieselbe sprungweise verläuft und je mehr alle Theile und Kräfte zu einem Antheile an der Mitwirkung zu der Gesammtaufgabe eines glücklichen Gedeihens gelangen, desto mehr steht das Gelingen zu hoffen. Erste Bedingung dieser Freiheit der Bewegung aber ist die Gesetzlichkeit. Viel geringeren Werth legte er daher auf die Formen der Verfassung, als auf den Geist, in dem sie zur Ausführung gebracht, auf den gesetzlichen und uneigennützigen Sinn, in welchem die Verwaltung geführt wird. Dies ist einer der Grundgedanken, welcher seine Betrachtung und Beurtheilung

[1]) Vgl. die Biographie des Vaters (Kleine Schriften I, 59).

der politischen Verhältnisse der Vergangenheit und Gegenwart durchdringt: er hat ihn wiederholt ausgesprochen, besonders scharf in der Vorrede, welche er der Schrift des Freiherrn von Vincke: „Darstellung der innern Verwaltung Grossbritanniens“ auf den Wunsch des Verfassers vorausgesandt hat [1]). „Der Verfasser“, sagt er, „war von dem Sinn beseelt, der unsere Gesetzgebung damals wenigstens (1808 unter Stein's zweitem Ministerium) nach schönen und edlen Zielen leitete — von der Erkenntniss, dass die Freiheit ungleich mehr auf der Verwaltung als auf der Verfassung beruhe; der Erkenntniss, aus welcher die Städteordnung hervorging, und eine vollendete Reihe gleicher Einrichtungen sich neben dieser erhoben haben würde, wenn das Schicksal nicht störend dazwischengetreten wäre.“ Da diese Aeusserung ihm auch von Freunden als eine Vertheidigung einer absolutistischen Regierungsform ausgelegt war, sah er sich später (1818 in Rom) zu einer Erklärung darüber veranlasst [2]), aus welcher wir einige Sätze hervorheben: „Mein Bekenntniss, wenn es wirklich nöthig sein sollte, es in Worten auszusprechen, die nicht falsch ausgelegt werden können, ist: dass für die Freiheit viel mehr, und um Alles zu sagen, unendlich viel mehr darauf ankomme, ob die Unterthanen in einzelnen Gemeinden und Landschaften, für die unzähligen Verhältnisse des Lebens, in denen jeder von der Verwaltung abhängt, sich unmündig befinden, oder ihren eignen Verstand gebrauchen und ihrer eignen Neigung und Ueberzeugung folgen können, — als darauf, ob die Grenzen zwischen der Gewalt der Regierung und der Repräsentation etwas weiter vorwärts oder rückwärts gezogen sind; ja auch als darauf, unter welcher Form die

---

1) Berlin, in der Realschul-Buchhandlung, 1815. Die Vorrede ist vom 24. October 1815 datirt und in den „Nachgelassenen Schriften“, S. 462 ff. abgedruckt.

2) Sie ist damals nicht gedruckt, sondern erst in den „Nachgelassenen Schriften“, S. 466 ff. mitgetheilt worden.

Repräsentation erscheine, wenn sie nur nicht die Regierung verschlingt, welches Manchem für die höchste Freiheit gilt."

Die unerfreulichen Vorgänge, welche schon in den ersten Jahren seines römischen Aufenthalts in Deutschland eintraten — die Nachwirkungen des Wartburgsfestes bis zu den Karlsbader Beschlüssen — übten auf Niebuhr's ohnehin leidendes Gemüth einen äusserst niederschlagenden Eindruck. Er beurtheilte die Zustände des sittlichen und bürgerlichen Lebens in Deutschland sehr ungünstig und hatte wenig Vertrauen zu einer gründlichen Heilung der Schäden. Schon im Sommer 1817 schreibt er [1]): „Ich habe wenig Glauben an die Einführung freierer Formen, noch viel weniger, dass, so wie die Völker und die Begriffe sind, daraus etwas Erspriessliches herauskommen kann. Unser Elend wäre nur durch eine gänzliche Umwandlung unserer Lebensart, unserer Gewohnheiten, durch Hebung des Wohlstandes und Vereinfachung des ganzen Lebens zu bessern möglich. Es kommt mir so erbärmlich vor, wenn man sich über die Gesetzgebung streitet und über die Gesetze selbst gleichgültig ist —, die denn doch der einzige Zweck der Gesetzgebung sind." Und den 13. Dezember 1817: „Die rohen Vorfälle auf der Wartburg, gemischt mit religiöser Comödie, haben mich tief bekümmert. — Freiheit ist ganz unmöglich, wenn die Jugend ohne Ehrerbietung und Bescheidenheit ist." Eben so wenig ist er freilich mit den Massregeln der Regierung einverstanden, mit welchen die lange Reihe der Verfolgungen und Unterdrückungen der traurigen Reactionsperiode eröffnet wurde. „In Deutschland sieht es auf alle Weise unfreundlich und unerfreulich aus", schreibt er den 28. August 1819. „Man kann sich mit keiner Partei verstehen, und wer richtig und klar sieht, wird von allen Seiten angefeindet. — Man begreift leider nicht, dass hier nicht Zwangsmassregeln helfen können, sondern eine Regierung, die durch Weisheit und Tu-

[1]) Lebensnachrichten II, 317.

gend die Bethörten beschirme und die Universitäten gewinne und versöhne. Meine Depeschen haben oft Veranlassung gegeben, mich über die innere Krankheit der Staaten zu äussern, und so wie kein Mensch auch nur einen Vorwand wird finden können, um mich als Anhänger revolutionärer Gesinnungen zu denunciren, so habe ich mich auch über die Fehlerhaftigkeit der Regierungsweise offen geäussert.“ Und den 20. October [1]): „Die Karlsbader Beschlüsse haben bei den hiesigen Deutschen den allerärgsten Eindruck gemacht; — einen günstigen können sie auch bei keinem Unparteiischen machen. Es ist so unsinnig als ungerecht, zu strengen Zwangsmitteln gegen eine Sekte, die man mit Gewalt zur Partei macht, zu schreiten, ohne sich selbst im allergeringsten zu reformiren, ohne eine einzige der gerechtesten Beschwerden abzustellen. Welches Leben ohne Liebe, ohne Patriotismus, ohne Freude, voll Missmuth und Groll entsteht aus solchen Verhältnissen zwischen Unterthanen und Regierungen! Die Machthaber bei uns begreifen nicht, dass Preussen nur auf einer geistigen und moralischen Basis bestehen kann.“

So trübe Ansichten von den politischen Verhältnissen in Deutschland und so geringe Hoffnung auf eine erfreuliche Umgestaltung derselben begleiteten Niebuhr auch bei seiner Rückkehr aus Italien. Zwar an seinem neuen Wohnort erfreute er sich der in den preussischen Rheinlanden sichtbar fortschreitenden Prosperität [2]) und erkennt das Verdienst der Regierung um diese glücklichen Erfolge sehr lebhaft an. Aber die allgemeine politische Lage befriedigte ihn wenig: die süddeutschen Verfassungen flössten ihm kein Vertrauen zu einer heilsamen Einwirkung auf die Bevölkerung ein und das laute Hervortreten der liberalen Partei war ihm zuwider. Er sah daher auch einer Fortentwicklung der preussischen Verfassungsverhältnisse zu allgemeinen Reichsständen ohne freudigen Muth

[1]) Lebensnachrichten II, 417.
[2]) Ebendas. III, 58.

entgegen. Seine zweimalige Anwesenheit in Berlin 1824 und 1825, von welcher oben berichtet ist, trug nicht dazu bei, seine Stimmung zu heben. Seine brieflichen Aeusserungen aus diesen und den folgenden Jahren sprechen sich in diesem Sinne aus [1]: „Unser Uebel liegt viel tiefer, als dass blosse Veränderungen in der Verfassung ihm abhelfen könnten. Denn von keiner Veränderung lässt sich in unserer Zeit und von den jetzigen Menschen die Gesetzgebung erwarten, die uns durch Umwandlung unserer Gewohnheiten und unseres ganzen gesellschaftlichen Zustandes auf einen grünen Zweig bringen könnte.“ Er bekannte sich entschieden zum Royalismus, sah aber mit Betrübniss, dass von vielen Seiten das Wort zur Verfolgung ehrgeiziger und egoistischer Zwecke missbraucht wurde. „Viele sind nicht Royalisten in dem Sinne wie ich und Andere meinesgleichen. — Wir sagen, es muss Aristokratie sein, ja es muss eine ganze Stufenfolge von Aristokratien geben; aber wir setzen hinzu: jetzt besteht gar keine haltbare, und die sich so nennt, ist ein Ding, aus dem alle Lebenskraft gewichen ist. Jene finden sie so gut wie sie ist und meinen, man könne nur den Gehorsam erzwingen; wir sagen: richtet ordentlich ein, und der Gehorsam wird nicht fehlen, wenn das Exempel alles Guten gegeben wird. Sie glauben mit dem Comprimiren auszureichen, und wir verlangen freien Raum zu gesetzlich angemessener Bewegung. Wir sagen: wenn die Regierungen ihren Beruf verstehen zu regieren, so werden die Unterthanen bald zu dem ihrigen zurückkommen zu gehorchen; — und so ins Unendliche.“ — „Mit den constitutionellen Formen bei einer schlaffen oder thörichten Nation kommt nichts heraus. Was hilft die Wahl von Repräsentanten, wenn es an Männern fehlt, das Volk zu vertreten? Will man antworten, man lasse sie sich einüben, so heisst das wahrlich ein Spiel mit den ernsthaftesten Dingen treiben. Ich sage: man gebe ihnen freie Communal-

[1] Lebensnachrichten III, 28 ff.

einrichtungen und lasse sie erst in bekannten Sphären sich einüben. Ich weiss wohl den Zustand einer freien Verfassung zu schätzen und kenne ihren Inhalt und Werth besser als die Meisten. Aber das Erste und Wesentliche ist, dass eine Nation männlich, uneigennützig, edel sei. Ist sie das, so werden sich freie Gesetze allmählich von selbst bilden."

Man erkennt leicht, dass diesen und ähnlichen Aeusserungen, denen aus den Briefen dieser Zeit noch viele hinzuzufügen wären, die reinste Liebe zum Vaterlande, der innige Wunsch, die wahren Interessen der Nation zu fördern, zu Grunde liegt, dass aber eine ungünstige Beurtheilung der vorhandenen sittlichen und bürgerlichen Zustände ihnen eine trübe, fast hoffnungslose Färbung giebt. Ich vermag nicht zu bestimmen, wie weit das Urtheil seines Freundes Schön begründet ist, das dieser nach dem Wiedersehen mit Niebuhr im Frühjahre 1824 in Berlin ausspricht [1]: „Niebuhr kannte so wenig wie Ancillon unser Volk und überhaupt Natur und Wesen der ungebildeten Menschen. Niebuhr war aber für die *vox Dei* durch sein Leben in englischem Geiste nicht unempfänglich und kettete sich daher gern an Männer, durch welche er diese *vox* glaubte vernehmen zu können." [2]) Das

---

[1]) Aus den Papieren des Ministers von Schön III, 82.

[2]) Ich füge hier ein anderes Urtheil Schön's (Aus den Papieren des Ministers von Schön III, 31), das die obige Aeusserung ergänzt und sich auf das Zusammensein beider Männer in der Kriegszeit, August und September 1813, bezieht, hinzu: „Von Niebuhr, der bald darauf nach Berlin zurückkehrte, trennte ich mich sehr ungern. Wir Beide gehörten eigentlich zusammen. Seine eminenten Geistesgaben wurden nämlich da, wo er selbst handeln sollte, durch seine kindliche Gutmüthigkeit oft zur blossen Lehre (sic!). Er war die edelste Weinrebe, welche aber eines Stammes bedurfte, an dem sie sich ranken konnte, um zur Blüthe und zur Traube zu kommen; und wo er Empfänglichkeit für das Höhere fand, da rankte er sich gern hinauf. Fand er diese aber nicht, so waren solche rohe Naturen ihm dermassen zuwider, dass er bei seiner kindlichen Natur seinen Widerwillen, ja seinen Abscheu nicht verbergen konnte und dadurch eine Menge von Menschen gegen sich aufregte."

aber darf ich sagen, dass er in diesen Bonner Jahren auch frohen Hoffnungen sich hingeben und im Vertrauen auf Gott mit grösserer Ruhe in die Zukunft blicken konnte. Insbesondere aber erhielt er sich im Verkehr mit der Jugend, die so gern auf seine Worte hörte, in der Regel eine heitre Stimmung, und bemühte sich in der Unterhaltung mit jüngeren Freunden über politische Gegenstände, ihre Ansichten zu berichtigen, aber auch ihren Muth zu beleben und sie zu kräftigem Streben fürs Gemeinwohl zu ermuntern. Auch von vertrauten Freunden nahm er, wenn sie in der Grundgesinnung mit ihm übereinstimmten, abweichende Ansichten zur Erwägung, und liess sich gern über wichtige Fragen in eingehende Erörterungen ein.

Unter den Männern, die in seinen späteren Lebensjahren ihm besonders nahe gestanden haben, nimmt der Graf de Serre die erste Stelle ein. Dieser, der nach seinem Rücktritt von dem Justizministerium unter dem Herzog de Cazes den Gesandtschaftsposten in Neapel übernommen hatte, lernte bei einem Besuch in Rom im Mai 1822 Niebuhr kennen, und beide Männer fühlten sich zu einander hingezogen. Niebuhr hatte seine vermittelnden und mässigenden Bestrebungen zwischen den extremen Parteien in Frankreich während seiner amtlichen Thätigkeit mit grösster Theilnahme beobachtet und vor seiner auf tiefer Ueberzeugung beruhenden Beredtsamkeit bewundernde Hochachtung gefasst. Sehr lebhaft und anziehend schildert er ihr erstes Zusammentreffen in Rom [1]: „Ich führte de Serre auf dem Forum umher, und unser topographisches Gespräch führte uns zu einem historischen über Rom, welches ich mit keinem hätte haben können, der so an die alten Redner erinnert, und an keinem andern Orte so erfreulich mit ihm. Er begriff Alles, wie ich ihm mit einer Lebendigkeit, die von ihm in meine Seele strömte, Verfassung, Sitte und Religion durch die Jahrhunderte hinabführte, die Gracchen, Marius

[1]) Lebensnachrichten II, 495 Anm.

und Sylla rechtfertigte. Er fragte mich, ob ich ihn wohl genug liebte, um ihm dies niederzuschreiben, und diese Arbeit ohne alle gelehrte Demonstration behalte ich mir vor. Er sagte: ‚Sie müssen so schreiben, dass Sie bedenken, dass ich ganz ungelehrt bin.‘ Ich antwortete ihm: ‚Sie sind weder gelehrter noch ungelehrter als Demosthenes, und ich liebe Sie wie ihn.‘ “ Er erfreute sich der edlen Bildung seines Geistes und Herzens, der Verwandtschaft ihrer Neigungen und Gesinnungen: „Er passt für einen Hof wie ich“, schreibt er ein andres Mal, „ausgenommen, dass er mit mehr Fröhlichkeit sich leichter in Alles findet. Unsere politischen Ueberzeugungen sind eigentlich ganz identisch.“ Aus diesem kurzen persönlichen Zusammensein entspann sich eine sehr vertraute Correspondenz, aus welcher die gehaltvollen Briefe Niebuhr's vom 24. Juni 1822 bis zum 6. Juni 1824 gedruckt vorliegen [1]), seit dem 9. Mai 1823, nachdem Niebuhr, bei einem äusserst genussreichen Aufenthalte in Neapel mit seiner Familie, auch Gelegenheit gehabt hatte, sich von de Serre's gründlicher Kenntniss des Deutschen zu überzeugen [2]), in deutscher Sprache, vorher französisch geschrieben. Sehr bald nach Niebuhr's Rückkehr nach Deutschland, den 21. Juni 1824, starb de Serre in Neapel. „Es ist ein ungeheurer Verlust für mich“, schreibt er an die Hensler [3]); „kein Mann stand mir so nahe, kein Mensch hielt so viel von mir. — Das verband de Serre und mich so ganz enge, dass unsre Ansichten aus dem Innersten unsers Wesens harmonirten. — Er war die reinste Seele auf Erden und das liebebedürftigste Herz.“ Der Wunsch der Wittwe, dass Niebuhr das Leben ihres verstorbenen Mannes schreiben möchte, beschäftigte ihn sehr ernsthaft, kam aber nicht zur Ausführung, weil eine Reise nach Paris, die er vorher für noth-

---

1) Lebensnachrichten III, 372 ff.

2) Lieber (a. a. O. S. 143) erzählt, wie de Serre und Niebuhr bei einem Ausfluge nach Pompeji, den er mitgemacht, um die Wette Stellen aus Klopstock's Messias recitirt hätten.

3) Lebensnachrichten III, 94.

wendig hielt, wegen wiederholter Hindernisse unterblieb und sein eigner Tod weiteren Plänen ein Ziel setzte.

Wie diese innige Freundschaft mit de Serre für Niebuhr's politischen Standpunkt als den einer warmen Liebe für Freiheit und Gesetzlichkeit zeugt, so gedenken wir in gleichem Sinne des nie gestörten freundschaftlichen Verhältnisses zwischen ihm und Ernst Moritz Arndt während ihres Zusammenlebens in Bonn. Er hatte von den Kriegszeiten her die grösste Achtung vor Arndt's vaterländischer Gesinnung und seinem reinen und uneigennützigen Eifer für die gute Sache, und war in hohem Grade unwillig über die Verdächtigungen und Verfolgungen, die er von der Reaction seit 1819 zu erdulden hatte [1]). Es ist bekannt und wohl bezeugt, dass er bei der Anwesenheit des Kronprinzen in Bonn im Sommer 1826 eine Gelegenheit benutzte, in einer glänzenden Versammlung Arndt dem Prinzen als „seinen Freund" vorzustellen; und überall, wo er hoffen konnte, dass sein Wort Gehör finden möchte, ist er für ihn mit offnem Freimuth eingetreten. Arndt hat auch gegen Niebuhr die Gesinnung herzlicher Verehrung und Dankbarkeit bewahrt. In den „Erinnerungen aus seinem äussern Leben" [2]) sagt er: „Drei mich weit überragende Männer muss ich mit Dankbarkeit als solche nennen, welche durch Bezeugung und Bekennung, dass sie mich einen redlichen Mann glaubten, mein Schicksal im bösen Lauf gehemmt und an höherer und höchster Stelle eine bessere Meinung von meiner Persönlichkeit gestärkt haben. Sie waren der Freiherr vom Stein, Niebuhr und Friedrich Albert Eichhorn." Und in seinen „Wanderungen und Wandlungen mit dem Freiherrn vom Stein" spricht er [3]) von Niebuhr als dem Manne, „der in schlimmster Zeit in den Jahren 1820 bis 1830 sich ihm als treuesten Vertheidiger, Beschützer und Freund erwiesen habe".

---

[1]) Vgl. oben S. 73.

[2]) Leipzig 1840, S. 330.

[3]) Berlin 1858, S. 167 f.

Insbesondere hatte Niebuhr sich der herzlichen Annäherung erfreut, welche zwischen Stein und ihm seit ihrem Wiedersehen in Rom im Winter von 1820 auf 1821 eingetreten war. „Stein sehe ich viel", schreibt er den 20. Januar 1821 [1]); „er ist milde und herzlich." Und ein anderes Mal: „Es ist eine Wohlthat, nach so langer Entbehrung des Umganges mit einem ausgezeichneten Manne, mit einem solchen wieder zusammen zu sein und sich beinahe in dem ganzen Umfange dessen, was man weiss und gedacht hat, mit ihm besprechen zu können und Aufmerksamkeit für die Gedanken zu finden, für welche Andere keinen Sinn haben." Beim Abschiede (den 7. April 1821) spricht er noch einmal seine Freude über dieses Zusammensein aus [2]): „Stein hat mir sein Portrait in einer sehr ähnlichen Zeichnung geschenkt. Er war hier am liebsten mit mir. Sein Alter hat ihn sehr liebenswürdig gemacht. Möchte sein Alter nur glücklich bleiben! Gott sei Dank, dass ich mit diesem Andenken von ihm scheide." [3]) „Stein fand an Niebuhr's ausgebreitetem politischen und gelehrten Wissen und Beobachten eine immer neue Anregung", berichtet Pertz [4]). Dieses freundschaftliche, auf gegenseitiger Hochachtung gegründete Verhältniss erhielt sich auch, nachdem Niebuhr seinen Wohnsitz in Bonn genommen hatte. Wiederholt besuchte Niebuhr seinen edlen Freund auf seinem Landsitz in Nassau und berieth mit ihm über wichtige Fragen in engem Vertrauen, und Stein kehrte auf Durchreisen gern bei Niebuhr ein, an dessen glücklichem Familienleben er grosse Freude hatte. Alle Briefe aus dieser Zeit, welche Pertz uns mitgetheilt hat, tragen diesen Charakter herzlicher Zuneigung; wo Stein Grund zur Unzufriedenheit zu haben glaubte, sprach er es mit väterlichem

---

1) Lebensnachrichten II, 460.
2) Ebendas. S. 469.
3) Vgl. auch oben S. 84 f.
4) Aus Steins Leben II, 477.

Wohlwollen aus; eben so sehr war er auch bereit, eine irrthümliche Auffassung zu berichtigen [1].

Ein anderes ihm in seinen letzten Lebensjahren sehr lieb gewordenes Verhältniss war das zu Dahlmann. Niebuhr hatte ihn schon als jungen Mann in Kopenhagen wegen seines Eifers für philologisch-historische Studien sehr geschätzt. Aus der von Springer mitgetheilten Correspondenz [2]) erfahren wir, dass er Niebuhr's Vorschlag, ihn als Gesandtschafts-Sekretär 1815 nach Rom zu begleiten, freudig angenommen hatte, dass der Plan sich aber an der Verzögerung der Sache und an Dahlmann's Bedenken wegen seiner Verpflichtungen gegen die schleswig-holsteinische Ritterschaft zerschlug. Durch Dahlmann's erste Ehe mit einer Tochter des Historikers Hegewisch bestand auch eine verwandtschaftliche Verbindung mit Niebuhr's zweiter Frau. Während seines Aufenthaltes in Kiel im Sommer 1828 hatte Niebuhr grosse Freude an der Unterhaltung mit Dahlmann gefunden (welcher, neun Jahre jünger, damals schon Wittwer war), da sich auch in politischer Beziehung über wesentliche Punkte eine grosse Uebereinstimmung zeigte; und bei ihrer letzten Begegnung im Frühjahr 1830, als Dahlmann nach seiner Versetzung an die Universität zu Göttingen und nach seiner Wiederverheirathung seine zweite Frau, die nahe Freundin der ersten, ins Niebuhr'sche Haus in Bonn einführte, verlebten beide Männer, wie ihre Familien, eine Woche im vertrautesten Verkehr miteinander. Von den Briefen, welche sie in der voraufgehenden und der nachfolgenden Zeit mit einander gewechselt haben, hat uns Springer sehr werthvolle Auszüge mitgetheilt [3]: sie zeugen von der Herzlichkeit und Innigkeit des Verhältnisses, wie es sich durch die persönliche Annäherung seit 1828 gebildet hatte.

Es gehört zu dem Tragischen, das uns in Niebuhr's

---

1) Vgl. oben S. 110 u. 114.
2) Dahlmann I, 95 ff.
3) Ebendas. S. 240—302.

Lebensgange mehr als einmal entgegentritt, dass die zweite französische Revolution, welche die Ruhe in Europa und vor Allem von Deutschland aufs tiefste erschütterte, nicht nur sein Gemüth in seinen letzten Lebensmonaten mit schweren Sorgen erfüllte, sondern auch der Anlass wurde, sein Freundschaftsverhältniss zu den beiden Männern, auf deren Einverständniss mit seinen politischen Ueberzeugungen er den höchsten Werth legte, aufs schmerzlichste zu stören. Um diese betrübenden Vorgänge gerecht zu würdigen, muss man sich Niebuhr's äussere Lage und Gemüthsstimmung im Sommer 1830 vergegenwärtigen. Er entbehrte mit seiner Familie seit dem Hausbrande im Anfang Februar einer behaglichen Wohnung und häuslichen Einrichtung: erst im October konnte er das wiederaufgebaute Haus beziehen. Seine körperliche Gesundheit war sehr schwankend, die Sorge um die seiner Frau hörte nie auf; der Verlust eines lange bewährten Arztes, des Geheimen Rath Walther, der um diese Zeit einem Rufe nach München folgte, steigerte noch seine innere Beunruhigung; das Gefühl der Sicherheit und einer behaglichen Ruhe ist ihm auch in dem neuen, schön eingerichteten Hause nicht wiedergekehrt. Die angestrengte Arbeit, welche eben damals der Druck der neuen Auflage des zweiten Bandes der Römischen Geschichte erforderte, wurde ihm schwer und gewährte ihm nicht das erheiternde Gefühl einer glücklich vollendeten Arbeit. Dazu kam, dass grade in diesem letzten Sommer noch einmal von Seiten des Kronprinzen Anstrengungen gemacht waren, Niebuhr, sei es zu einer bestimmten amtlichen Thätigkeit, oder auch nur um der persönlichen Annäherung willen, nach Berlin zu ziehen. Andeutungen davon finden sich in den Lebensnachrichten [1]; eine genauere Darstellung von den gegen einander wirkenden Strömungen in den Parteien am Hofe hat er selbst vertraulich Dahlmann mitgetheilt [2]. Natürlich ha-

[1]) III, 255f.

[2]) Dahlmann I, 280f.

ben auch diese Vorgänge, die sich durch Monate hinzogen und zuletzt sich gegen die Wünsche des Kronprinzen entschieden, beunruhigend und verbitternd auf ihn eingewirkt. Ergreifend und mit einer traurigen, nur zu begründeten Vorahnung spricht er selbst seinen damaligen Gemüthszustand in einem Briefe an die Freundin vom 7. October 1830 aus [1]): „Seit 1806 und 1807 habe ich keine solche Lähmung der Seele erfahren wie in den letzten fünf und einer halben Woche. Selbst 1806 und 1807, da Unglück, wie wir es jetzt nur voraussehen, schon eingetroffen war, fühlte ich mich nicht so verwundbar für seine Schläge als jetzt. Wir waren kinderlos; ich war jung und lebensvoll; — jetzt bin ich alt und werde vielleicht in wenig Jahren Wittwe und unversorgte Kinder hinterlassen.“ Dass unter solchen Umständen die Ereignisse in Frankreich, auf dessen erfreuliche innere Entwicklung er noch vor Kurzem gehofft hatte, sein Gemüth doppelt schwer trafen und heftig erschütterten, ist nicht zu verwundern. Seine Befürchtungen waren besonders nach zwei Seiten gerichtet: er erwartete mit Bestimmtheit von der in Frankreich siegenden Partei, schon um ihrer eignen Erhaltung willen, die Erneuerung des Krieges gegen Deutschland. Die bald folgenden Aufstände in Belgien und Polen, die Unruhen in mehren deutschen Staaten, besonders Braunschweig und Hessen, die auch bis in die Rheinprovinzen in einzelnen Vorgängen ihre Wirkung verbreiteten, schienen seine Besorgnisse zu rechtfertigen. Auf der andern Seite sah er in der Aufregung der Volksmassen, durch deren Eingreifen der Sieg gegen die königliche Regierung in Paris entschieden und welche auch in Deutschland an vielen Punkten bedrohlich und gewaltthätig hervorgetreten waren, eine furchtbare Gefahr für die geordneten Zustände und die Bildung und Gesittung des europäischen Continents.

In solchen Gefühlen begleitete Niebuhr die Zusendung

[1]) Lebensnachrichten III, 264.

seiner „Kleinen Schriften“ an Stein mit einem Briefe vom 27. August, in welchem er nächst seiner Betrübniss über die Ereignisse besonders seinen Unwillen über „die Priester und eine unsinnige verkehrte Aristokratie“ aussprach, welche durch ihre verderblichen Rathschläge das Unheil verschuldet hätten, und als sein Glaubensbekenntniss hinzufügte: „dass er, wäre er französischer Deputirter gewesen, — für den Widerstand gegen die Ordonanzen gewesen wäre, die Protestation unterzeichnet und einen andern König berufen hätte.“ [1]) Gegen diese Anschauung Niebuhr's erhob sich Stein's ganzes Standesgefühl und seine in späteren Jahren sehr gesteigerte Abneigung gegen die liberalen Tendenzen in der Politik. Er erwiderte im schärfsten und absichtlichsten Gegensatz gegen Niebuhr's Aeusserungen den 13. September unter Anderem [2]): „Noch grössere Schuld an der gegenwärtigen Erschütterung der gesetzlichen Ordnung in Frankreich, als der parti prêtre und eine verkehrte Aristokratie, haben die Liberalen und der Theil der Aristokratie, so sich mit ihm verbanden. — Die Liberalen, aus sehr verschiedenen Elementen zusammengesetzt, waren unermüdlich, die königliche Gewalt zu untergraben, die leichtgläubige Volksmasse mit einem Gespenst vom Despotismus, Priesterthum, Aristokratie zu erschrecken und die Verwaltung zu lähmen. — Sie zwangen durch ihre verruchte Taktik den alten frömmelnden König, sich in die Arme eines Absolutisten zu werfen, von dem einer seiner Freunde mir im Dezember 1829 schrieb: ‚C'est un homme noble, mais borné et opiniâtre.‘ — Wäre ich ein französischer Deputirter gewesen, so hätte ich mit allen Kräften gestrebt, die durch den Zeitgeist und den ganzen Zustand der Dinge erschütterte königliche Gewalt aufrecht zu erhalten. Auf keinen Fall hätte ich mir erlaubt, einen andern König zu wählen: denn hierzu fehlte mir jede Befugniss.“

---

1) Pertz, Aus Stein's Leben II, 794f.
2) Ebendas. S. 795f.

Diese so entschieden und persönlich gegen ihn gerichteten Aeusserungen Stein's schmerzten Niebuhr aufs tiefste: er hat sie nicht verwinden und vergessen können. Der Freundin schrieb er den 7. October [1]): „Während ich mich über so manche durch Declamationen und phantastische Gedanken bethörte, selbst edle Menschen und bedeutende Schriftsteller, als schwindelnde Revolutionäre betrübt, habe ich von Stein (der Name ist nicht ausgedruckt, kann aber nicht bezweifelt werden) einen schwadronirenden Brief erhalten, weil ich — veranlasst ihm zu schreiben — unbefangen geäussert hatte, diese schreckliche Wiedererweckung der Revolution sei doch ganz und gar Schuld der Priesterpartei und einer verkehrten Aristokratie. Er fährt auf mich los, als ob er mich zausen und schütteln wolle, dass ich solche Gespenster sehe und die Liberalen vertheidigen wolle. Es gibt hier eine priesterisch-aristokratische Partei, klein an Zahl, die aber in Coblenz ein Nest hat; von der lässt er sich bethören. Wie theuer mir auch Jemandes Freundschaft ist, mit aufgeopferter Wahrheit kaufe ich ihre Fortdauer nicht.“ Noch bitterer beklagt Niebuhr sich über den Stein'schen Brief gegen Pertz in einem umfänglichen Schreiben vom 19. November [2]), in welchem er sich über seine äusseren und inneren Erlebnisse der letzten Zeit eingehend ausspricht. Wir sehen daraus mit Bedauern, dass er eine durchaus nicht so beabsichtigte Aeusserung Stein's „von einigen Träumern auf den Kathedern zu Bonn“ auf sich persönlich bezogen hatte: „Er gibt mir zu verstehen, dass der König mich (unter Andern) von der Universität wegweisen müsse.“ Wohl hatte Pertz Recht, wenn er urtheilte: „Die ernste gewaltige Rede, worin Stein's Gewissen gegen die Absetzung des Königs hervorbrach, ohne sich über die übrigen Seiten der Frage so vollständig zu er-

[1]) Lebensnachrichten III, 266.

[2]) Mitgetheilt in der grösseren Ausgabe von Stein's Leben VI, 2. S. 978 ff.

klären, wie er es sonst that, traf schwer verletzend das jeden Eindrücken offene, damals schon tief erkrankte, verwundete Herz des Freundes." Mit gerechtem Schmerz fügt er hinzu: „Leider war es nicht mehr möglich, das Missverständniss aufzuklären, zu erwiedern, dass Stein nicht gegen Niebuhr, sondern gegen die katholischen Kreuzzugsprediger die Schärfe der Regierung aufrief. Ich war damals von Hannover abwesend, der Brief nebst dem zweiten Bande der Römischen Geschichte kam mir durch Buchhändlergelegenheit so spät zu, dass er bei Niebuhr's raschem Tode unbeantwortet blieb, und erst nach Jahren, als die Briefe der beiden Freunde zugleich in meine Hände gelangten, erkannte ich den unseligen Irrthum, der Niebuhr's letzte Monate verbittert hatte." Nur sechs Monate nach Niebuhr's Tode, den 29. Juni 1831, folgte Stein ihm in's Grab: in seinem Nachlass findet sich keine Aeusserung, dass in seinem Gemüthe die letzte bittere Verstimmung ausgeglichen wäre. So musste ein durch viele Jahre, wenn auch unter manchen störenden Einflüssen, aufrecht erhaltenes Freundschaftsverhältniss zwischen zwei edeln Männern in trauriger Verbitterung abschliessen.

Inzwischen hatte Niebuhr den zweiten Band der Römischen Geschichte in der neuen Auflage vollendet; die Vorrede vom 5. October 1830 enthielt die denkwürdigen Worte: „Der erste Theil war in der heitersten Gegenwart und ihrem dankbar innigsten Genuss, in der vollkommensten Sorglosigkeit über ihre Zukunft geschrieben; jetzt blicken wir vor uns in eine, wenn Gott nicht wunderbar hilft, bevorstehende Zerstörung, wie die römische Welt sie um die Mitte des dritten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung erfuhr: auf Vernichtung des Wohlstandes, der Freiheit, der Bildung, der Wissenschaft. Wenn aber auch Verwilderung lange Jahre hindurch Musen und Gelehrsamkeit ganz verscheuchen sollte, so wird doch einmal eine Zeit wiederkommen, wo, anders freilich als im funfzehnten Jahrhundert, die römische Geschichte aufs neue beachtet und geliebt werden wird." Der Eindruck, welchen

ein so hoffnungsloser Ausblick in die Zukunft von Seiten eines so verehrten Mannes in weiten Kreisen machte, war ein schmerzlicher: man glaubte zu fühlen, dass ein tiefes persönliches Leid seinem Gemüthe das Gleichmass, seinem Urtheil die Klarheit genommen habe. Perthes schrieb ihm zugleich mit dem Ausdruck wärmster Freundschaft in einem Briefe, der ihn nicht mehr am Leben traf [1]): „Ich fürchte für Deutschland und Europa wie Sie, aber die Art Ihrer Befürchtungen theile ich nicht. Mir scheint es unmöglich, dass heute die über den Erdkreis verbreitete Kultur mit einem Schlage zusammenbreche, wie einst die Kultur Italiens. — Gott erhalte Ihnen Ihre Frau, die Geist, Gesinnung und Ansicht mit Ihnen theilt.“ Auch Savigny urtheilt etwas später [2]), dass er durch die Eindrücke des Augenblicks über das rechte Mass des Urtheils hinweggezogen war: „Wie schnell sollte er durch den Tod aller Verwirrung entrückt werden, womit uns die Betrachtung irdischer Zustände bedroht! Bei längerem Leben würde er bald wieder zu einem ruhigen, unbefangenen Urtheil zurückgekehrt sein.“ Wir selbst dürfen fast sechsundvierzig Jahre, nachdem Niebuhr jenen von schwerster Sorge für die Zukunft erfüllten Ausspruch gethan hat, mit Freude aussprechen, dass er sich in Bezug auf die vom Auslande drohenden Kriegsgefahren im Irrthum befunden hat. Da aber seine Befürchtungen nicht zum Wenigsten auf die in den Schwierigkeiten unserer socialen Verhältnisse liegenden Gefahren gerichtet waren, welche seit jener Zeit uns zu immer deutlicherer Erkenntniss gekommen sind, so wird man sich seines Wortes bei den Aufgaben und Kämpfen, die uns bevorstehen, wohl oft noch erinnern, ohne die Hoffnung auf ihre glückliche Durchführung aufzuzugeben. —

Unsere letzte Aufgabe ist es, nachzuweisen, wie in

1) Perthes' Leben III, 353.
2) Lebensnachrichten III, 351.

Niebuhr's trüber Auffassung der Zeitereignisse des Sommers und Herbstes 1830 die Ursache zu der Entfremdung zwischen ihm und Dahlmann lag. Dieser war durch die gewaltsame Störung der bestehenden Ordnung bei der Revolution in Paris wie bei ihren Folgen in Deutschland gleichfalls von schweren Sorgen erfüllt worden; aber seine Gedanken und Hoffnungen richteten sich auf die Mittel zur Besserung und Abhülfe vor drohenden Gefahren; als solche sah er vor Allem ein energisches Vorgehen der preussischen Regierung auf dem Wege innerer Entwicklung bis zum Ausbau einer freien Verfassung mit Reichsständen an. Diese Hoffnung überwog die sorglichen Gedanken und liess ihn die Möglichkeit einer Aenderung zum Bessern freudig begrüssen. In solchen Gefühlen hatte er Mitte September an Niebuhr geschrieben und seine Befriedigung darüber ausgesprochen, „dass es ihm vergönnt sei, eine solche Zeit zu erleben“ [1]). Niebuhr empfand aufs schmerzlichste den Gegensatz, der in diesem Moment in ihren Ansichten hervortrat: offenbar, um nicht durch leidenschaftliche Aufwallung zu verletzen, veranlasste er seine Frau zu einer Antwort, die an Dahlmann's Frau gerichtet, aber für ihn selbst bestimmt war [2]). Sie vermied jede Härte, schloss aber mit den Worten: „Es ist wohl interessant, so etwas erlebt zu haben; aber es zu erleben, kann ich mich nicht mit Dahlmann freuen, und nun gar zwei Mal, wie Niebuhr und seine Altersgenossen!“ Dahlmann hielt sich zu einer Erklärung verpflichtet, und wandte sich den 1. October an die Frau Niebuhr in einem Briefe, der für ihren Mann geschrieben war. Er wiederholt darin: „Glauben Sie meinem ehrlichen Worte: ich freue mich, das zu erleben, was ich lieber schon zehn Jahre früher erlebt hätte und ungerner in späterem Alter erlebte. Ich kann das wahrhaft sagen: auf eine Krise

---

1) Dieser Brief ist leider nicht erhalten; sein wesentlicher Inhalt ergiebt sich aus der Erwiederung.

2) Springer a. a. O. S. 291 f.

dieser Art war mein Gemüth längst gefasst." Er geht dann bestimmter auf seine Wünsche und Hoffnungen ein, die er in die Worte zusammenfasst: „Erlässt der König gleich beim Eintritt in diese schwere Zeit ein Reichsgrundgesetz, ruft er zur Verwaltung entschieden ausgesprochener Rechte die Reichsstände ohne Zeitverlust zusammen, so hat er nicht nur sein Volk, sondern alle Norddeutsche für sich gewonnen; von dem Augenblick an werde ich die Rheinprovinzen für gerettet halten. — Es liegt in Preussens Händen, Deutschland zu retten und ihm eine rühmlichere Zukunft zu schaffen. Bleibt man aber in dem Geleise des Zuschauens und der Selbstbewunderung, und soll das Königthum noch ferner auf der Persönlichkeit und all den andern Inventionen gegründet werden, an die Niemand im Volke mehr Glauben hat wegen des Missbrauchs und der Täuschung, die damit getrieben ist, — so gebe ich zwar Deutschland nicht verloren an die Franzosen, aber ich glaube, das deutsche Volk wird sich in nicht langer Frist ganz demokratisiren und am Ende vielleicht unter einem glücklichen Despoten zur Einheit werden." Die eigentlichste Hoffnung seines Schreibens aber sprachen die letzten Worte aus: „Grüssen Sie Niebuhr aufs Herzlichste von mir; es gibt Wenige, deren Wort höher gehalten würde: möge es eine gute Stätte finden da, wo die Entscheidung ist!"

Niebuhr hat erst den 11. November, zugleich mit der Zusendung des zweiten Bandes der Römischen Geschichte, dem Freunde geantwortet; wohl schrieb er als Freund dem Freunde; der merkwürdige Brief [1]) enthält kein persönlich verletzendes Wort: er bittet um genaues Studium seines Werkes und hofft auf seine Zustimmung. Aber in seiner Beurtheilung der politischen Lage erwartet er mit Zuversicht eine Aenderung: „Was Sie mir Mitte September, was Sie nachher meiner Frau geschrieben haben, ist jetzt gewiss nicht mehr Ihre Ansicht: wäre sie es, so würde doch vielleicht eine etwas

[1]) Bei Springer S. 295ff.

längere Zeit Sie zu einer andern führen.“ Denn er selbst betrachtet den Stand der Dinge — die Aufstände in Belgien und Polen waren eben damals sehr bedrohlich — ganz, wie er es in der Vorrede ausgesprochen hatte; die in verschiedenen Theilen Deutschlands herrschende Stimmung für Frankreich erfüllte ihn mit Unwillen und Besorgniss. Da er nur von der militärischen Kraft und Haltung des preussischen Staates die Rettung vor der Gefahr von Aussen hoffen kann, ist er noch mehr als früher dem Gedanken fern und abgewandt, dass durch improvisirte Verfassungsformen das Heil kommen könne. Gegen Wünsche in dieser Richtung sind die Worte gerichtet: „Wenn man jetzt speculirt, was man von Preussen fordern müsse, und, wenn dies nicht geschieht, recht und billig findet, dass wir verlassen und preisgegeben werden, über unsere Mängel schilt und sich unserer Auflösung freut, so handelt man grade wie die Athenienser, über deren Sinnesart Demosthenes jammert —, die es dahin brachten, dass Chaeronea so kam und so ausfiel.“ — „Auf Dahlmann wirkte dieser Brief niederschmetternd“, schreibt sein Biograph; „er sah nicht allein die Hoffnungen, die er auf Niebuhr's Wirken gesetzt, vernichtet, sondern auch die Verschiedenheit der politischen Ueberzeugungen bis zu einem Grade gesteigert, dass auch ein persönlicher Bruch nicht zu vermeiden schien.“ Dieser ist indess vermieden worden. Dahlmann's Antwort — in der er u. A. aussprach: „Wenn ich die Gräuel verabscheue, die jede Revolution mit sich führt, so kann ich doch nicht wünschen, dass in diesem Augenblicke die Welt von Polignac'schen Triumphen wiederhallen möchte“, und: „Ich halte Preussens Bestimmung für höher, als es selber sie zu halten scheint“ — blieb auf seinem Schreibtische liegen: der am 2. Januar 1831 erfolgte Tod Niebuhr's vereitelte seine Absendung. Länger als ein Jahr später, nachdem auch in Dahlmann's Seele die Dissonanz aus einer tief erregten Gegenwart dem Gesammteindrucke eines nun in seinem vollen Verlauf, mit seinen herrlichen Vorzügen neben den unausbleiblichen Schwächen,

zu übersehenden Menschenlebens gewichen war, hat er dem verewigten Freunde einen eben so tief durchdachten, wie edel empfundenen Nachruf gewidmet [1]:

„Niebuhr erwuchs in vieler stiller, sich selbst überlassener Arbeit. Er war berühmt, ehe er ein Wort geschrieben hatte; aber man wusste nicht recht, wohin er gehöre. Man sah ihn bei der Bibliothek, zugleich beim Geldwesen und in praktischer Staatsverwaltung. Als er endlich schrieb, war auch das kein Fachwerk. Was er verfasste, wurde nicht mit einer abgesonderten Geisteskraft gefertigt, es war von der ganzen Innigkeit seines grossen Wesens durchdrungen. Jede Wahrheit, die ihm aufging, erschien ihm gleich an ihrem Orte als gediegener Theil seiner früher erworbenen Wahrheiten, die vor seinem geistigen Auge ein vollendetes Gebäude bildeten, in welchem er keine Lücke zugab. Darum erschütterte ihn auch jede neue Entdeckung plötzlich und anhaltend. Widerspruch ertrug er schwer, weil, was er wusste, ein Theil von ihm selber geworden war. Nicht Wenige hat er verletzt, aber Niemand war so Freund seiner Freunde: er hegte sie in einer Seele, die zartbesaitet vom Athem tönte.

„Der Gegenstand seiner unwandelbaren Treue war das Vaterland seiner Wahl; aber er litt mehr mit ihm, als dass er seiner Rettung und der Vorboten seiner Grösse sich freute. Er dachte gross von der Menschheit, aber er glaubte nicht, dass die bessere Zeit darum komme, weil wir sie herbeiwünschen; er sah die Menschen an und fand sie mittleren Maasses, die besten ermüdet, sehr geneigt, sich zur Ruhe zu setzen, ohne Sorge dafür, woher denn die keuchende Zeit einen Ruheplatz nähme. Er hörte näher und näher die gemeine Stimme des Tages, verglich die Idole des Tages mit den Götterbildern, die er in den Staub tritt. Darum graute ihn vor der nachbarlichen Umwälzung, weil er auf Umbildung unter uns nicht hoffte."

---

[1]) In der Hannoverschen Zeitung vom 2. Februar 1832 und bei Springer I, 473f.

So lagen damals die Geschicke Deutschlands, dass zwei Männer, die auf der Höhe politischer Einsicht und historischer Erkenntniss standen, die von der reinsten Vaterlandsliebe erfüllt und über das Ziel ihrer Wünsche — Deutschlands Einigung unter Preussens Führung — völlig einverstanden waren, doch über die Wege zu diesem Ziele bis zur Verbitterung auseinandergingen. Niebuhr wurde durch den Tod der weiteren schmerzlichen Sorge entrückt. Dahlmann musste noch einmal 1848 und 1849 die bitterste Täuschung seiner treuen Hoffnungen erleben.

Tantae molis erat Germanam condere gentem!

Mögen wir Nachlebende uns des endlich gelungenen Werkes dankbar erfreuen und es als heilige Pflicht erkennen, an seinem innern Ausbau in Niebuhr's und Dahlmann's Sinne weiterzuarbeiten!

Die Kunde von Niebuhr's Tode, welche bei der kurzen Dauer seiner Krankheit Allen unerwartet kam, machte selbst in der grossen Aufregung jener ereigniss- und gefahrvollen Zeit, weit und breit, in und ausser Deutschland einen erschütternden Eindruck. Es galt, was Tacitus von Agricola sagt: „Finis vitae eius nobis luctuosus, amicis tristis, extraneis etiam ignotisque non sine cura fuit.“ Viele Zeugnisse wahren und tiefen Schmerzes der edelsten Männer, wie sie sich damals vernehmen liessen, könnten zusammengestellt werden. Ich will mich beschränken, nur drei namhaft zu machen, die ihrer Eigenart wegen hervorgehoben zu werden verdienen:

Das Zeugniss eines englischen Gelehrten von weitem Blick und tiefer Einsicht [1]: „Alle seine Zeitgenossen überragt Niebuhr durch umfassende Gelehrsamkeit, verbunden mit der scharfsinnigsten Kritik und dem tiefsten politischen Blicke. Stets schwebt die Geschichte der Welt, nicht nur in ihren grösseren Umrissen, sondern in den aufs genaueste ausgeführten Bildern vor seinem Geiste: er fühlt und weiss, dass die Menschen überall dieselben sind. Zeit wird es endlich für

uns, die Deutschen nicht länger über die Achsel anzusehen: wen haben wir denn gegen Niebuhr in die Wagschale zu legen? Seine 'Römische Geschichte', so weit wir sie besitzen, ist der vortrefflich ausgeführte Theil eines grossen Gemäldes; kein Torso, keine Ruine, an deren Wiederherstellung wir verzweifeln, sondern durchaus ganz und vollkommen. Der Bau von S. Peter wurde von einem andern Baumeister entworfen und angefangen, als der war, der ihn ausgeführt hat. Auch Niebuhr hat den Plan und ein vollendetes Muster seiner Art, ihn auszuführen, von seinem grossen Werke hinterlassen. — Zwar glauben wir nicht, dass gegenwärtig ein Mann in Europa lebt, welcher dies Werk in Niebuhr's Geiste auszuführen vermöchte; allein wir sind überzeugt, dass ein solcher kommen wird."

Die Worte, in denen Goethe, nachdem er sich eifrig mit dem von dem Verfasser ihm zugesandten zweiten Bande der Römischen Geschichte beschäftigt hatte, seine schmerzliche Theilnahme gegen Savigny, der ihn um eine Mittheilung über seinen Eindruck von Niebuhr's Geschichte gebeten hatte, aussprach [2]): „Den neuen Band der Römischen Geschichte erhielt ich glücklicher Weise zu einer Zeit, wo es von mir abhing, mir irgend ein Interesse zu wählen; ich ergab mich daher diesem Werke und zog nach meiner Art viel Vortheil und Auferbauung daraus. — Nun aber versetzé man sich in meinen Schmerz, als die unerwartete Nachricht seines Todes mich ereilte. Ich fand mich ganz ohne Hülfe, ohne Rettung: denn nur mit dem Autor selbst konnte ich auf diese Weise sprechen, es konnte kein Dritter sein. — Ich versuchte daher auch nicht einmal eine Zeile aufs Papier zu bringen, verarbeitete das Gelesene eine Zeit lang in mir selbst. — Diese meine Darstellung nehmen Sie gewiss freundlich auf; sie hatte

---

1) Aus einer englischen Zeitschrift mitgetheilt im Morgenblatte 1831, Nr. 331. Lebensnachrichten III, 32.

2) Lebensnachrichten III, 367.

für mich etwas traulich Tröstliches, indem es mich zugleich schmerzt, nicht ein gründlicheres Zeugniss meiner Theilnahme an einem so nahe verwandten Manne ablegen zu können."

Und endlich den Ausdruck der Trauer, mit welchem der Professor Eloquentiae der Universität Bonn, Naeke, die Vorlesungen des Sommer-Semesters 1831, die ohne Niebuhr's Namen erscheinen mussten, ankündigte: „*Quod solet calamitate afflictis accidere, ut, postquam deferbuit primi doloris aestus ac vehementia, quaecunque in manum veniunt pristinae felicitatis monimenta, vix male consopitum dolorem rursus excitent, calamitatemque renovent atque conduplicent: id hoc die nos experti sumus, quo approbatum Eorum auctoritate, qui rebus nostris praesunt, Scholarum Indicem aestivarum recepimus. Eheu, duram, Cives, Rhenana hiemem superavit. Si hoc superare est, superesse spoliatum parte animae tuae. Rediit Index, sed quantum mutatus ab illo! Dum ille it reditque, Mors crudeli manu expunxit nomen exoptatissimum Niebuhrii.*"

Druck von Friedr. Andr. Perthes in Gotha.

Berichtigungen.

S.	13,	Z.	7	v. o. l.	**Mailand**	statt	*Verona.*
„	48,	„	5	v. u. l.	**brachten**	„	*brachte.*
„	54,	„	4	v. u. l.	**liess**	„	*liessen.*
„	140,	„	20	v. o. l.	**von**	„	*vor.*
„	140,	„	21	v. o. l.	**vor**	„	*von.*



